Bdch. 6.

Neue moralische Erzählungen

von

August Lafontaine.

Sechstes Bändchen.

enthält:

1) Die Stärke des Gewissens.

2) Die gefährliche Probe.

Berlin, 1800.

Der junge Herr von Raßdorf kehrte von seiner Reise durch Frankreich und England auf seine Güter zurück. Er hatte des Lebens in Paris und London wie ein Philosoph (so sagte er selbst), genossen; das heißt, er war so glücklich gewesen, seine Gesundheit mitten im Strudel der Ausschweifungen zu erhalten. Ja, ich habe gelebt, und ich bin meines Lebens froh geworden, sagte er; aber nie haben meine Freuden Andern Thränen gekostet. Ich habe warmes Blut; und der ist ein Thor, der sich die Freude versagt, wenn sie ihm winkt. Ich bin glücklich gewesen, und zuweilen habe ich glücklich gemacht, oder ich habe meine Freuden doch ehrlich bezahlt. Die Unschuld eines Mädchens,

gut, ich gestehe das, ist ein Schatz, den ich nicht rauben darf; wenn aber das Mädchen dieses unsichere Besitzthum in baares Geld umsetzen will, warum nicht? Ist der Käufer darum ein Verbrecher?

„Doch ein Betrüger, denk' ich mit Eurer Gnaden Erlaubniß! sagte der alte Bediente, der den jungen Raßdorf als Kind gleichsam erzogen hatte, und der durch seine unbegränzte Liebe, durch seine erprobte Treue, und durch sein Alter das Recht erworben hatte, zuweilen seine Meinung zu sagen. Denn setzte er hinzu, da sein Herr ihn spöttisch lächelnd ansah, er kauft da etwas, worauf der Muth im Leben und Tode beruhet, und kauft es für Münze, die nur in diesem Leben gilt.“

„Und wenn das wäre, was du da faselst, Alter; wenn sie's nun verkaufen wollen?'

„Hm! sagte der Alte wehmüthig, ich möchte einem Kinde einen unschätzbaren Edelstein nicht für einen Gulden oder so etwas abkaufen, weil es

den Werth nicht kennt." Raßdorf lachte, und der alte Jacob seufzte. Jacob dankte dem Himmel, als er den Thurm von Randeln, wo Raßdorf wohnte, wieder sah.

In England hatte Raßdorf Geschmack an dem Leben des Adels auf dem Lande, und sogar an der Landwirthschaft, gefunden; und so hatte er den Entschluß gefaßt, sein Leben auf seinen Gütern zuzubringen, und nur einen Theil des Winters in der Hauptstadt zu verleben. Nach ein Paar Monaten trat der alte Jacob seinen Herrn an: „Ihro Gnaden, da ist mein Sohn. Der Bursche ist gut, und ich wollte gern, daß er gut bleiben möchte. Er ist nun ein Sechsundzwanziger. Die Jagd und Forst versteht er aus dem Grunde, das wissen Eure Gnaden. Nun hat da der alte ehrliche Förster Schaller eine Tochter, auf die mein Junge ein Auge geworfen hat. Eure Gnaden sehen..."

„Und nun will der Wilhelm ein Dienstchen, nicht wahr? Um Hochzeit zu machen? Und du

möchtest gern noch einmal Gevatter stehen? Nicht wahr? Gut, Jacob, so bald der alte Kaiser stirbt, krank ist er ja schon, so ist die Försterstelle sein. Ist's so recht?" — Jacob zuckte die Achseln. — „Nun, Jacob?" — „Ja, Ihro Gnaden, freilich wohl! Ich wüßte selbst nichts besseres. Auch habe ich das dem Jungen schon gesagt; aber . . ."

„Der will nicht warten?" — Jacob nickte mit dem Kopfe. „Sehen Eure Gnaden, der Junge denkt, es möchte ihm bei Schaller's Marie'n wer vorfischen; was auch leicht seyn könnte. Denn das Mädchen, Eure Gnaden, ist schön, wie ein Engel, und was mehr ist, als das, fromm, wie ein Engel; zwar erst siebenzehn Jahr, aber ausgewachsen, und aufgeschossen, wie eine Pappel; und dazu hat der Vater ein hübsches Vermögen, und fleißig ist das Kind. O! seit ihrem zwölften Jahre hat sie des Alten Haushaltung geführt, und Kisten und Kasten sind voll, und Alles in Ordnung. Sehen Eure Gnaden, gerade da geht

sie über die Brücke. Das Herz lacht mir alten Manne in der Brust bei dem Anblicke; was wollt's einem jungen Menschen nicht?"

Raßdorf sah durch's Fenster Marie'n an, und auch sein Herz gerieth bei dem Anblicke des reizenden Geschöpfes in Bewegung. Er verfolgte sie mit brennenden Blicken, und sagte zugleich: „Hm! Alter, das läßt sich halten mit ihrer Schönheit. Wie gesagt, sobald Kaiser stirbt. Jetzt, das siehst du, kann ich deinen Sohn noch nicht missen. Wir wollen daran denken, so bald ich besser eingerichtet bin."

Jacob ging, und Raßdorf blieb am Fenster stehen, bis Marie zurück kam. Nun hatte er Zeit, sie mit Bedacht zu betrachten. Alle seine Begierden wurden bei dem Anblicke der schönen Gestalt rege. Mit einer furchtsamen Ahndung der Zukunft sah er schnell auf dem Hofe umher, und da er niemanden erblickte, rief er Marie'n mit einer befehlenden und doch ungewissen Stim-

me in sein Zimmer. Er gab ihr einen Auftrag an ihren Vater, der auf einem benachbarten Dorfe am Walde wohnte. Er fragte nach tausend Dingen; Marie antwortete mit einer demüthigen, furchtsamen Bescheidenheit. Er fing an, einen scherzhaften Ton zu ergreifen; Marie erröthete, und ohne dem Scherze auszuweichen, schwieg sie nur, und ging endlich voll Vergnügen, daß sie frei war, von seiner Unterhaltung.

Der alte Förster Schaller war ein höchst redlicher Mann, und kindlich fromm, in der schönsten Bedeutung dieses Worts. Ein ruhiges, leidenloses Leben hatte seinen Glauben an die Vorsehung zu einer Feuerflamme gemacht; der frühe Tod seiner Frau, die er unendlich liebte, hatte den Glauben nicht erschüttert, sondern gehoben. Der rührende Abschied, den die Sterbende, voll von der Gewißheit des ewigen Lebens, von ihm nahm, ihre letzten Worte: „ich sehe die Engel, die mich erwarten, lieber Mann; Gott sei mit

dir! wir sehen uns wieder!" die sie mit glänzenden Augen, mit einem himmlischen Lächeln, mit ausgebreiteten Armen ihm sagte, hatten seinen Glauben zu einer stillen Sehnsucht nach dem Tode gemacht. Er lebte, Troß seinen Ahndungen von seinem baldigen Tode; aber sein Geist war schon halb bei seinem verstorbenen Weibe in der Ewigkeit. Dieser Mann hatte Marie'n erzogen, in dem heitern, feurigsten Glauben an die Liebe Gottes, unter den Augen ihrer seligen Mutter, deren Stimme er oft zu hören glaubte; wann er neben dem Kinde saß, und mit ihm redete.

Die Einsamkeit, worin Marie lebte; die ruhige Dunkelheit des Waldes, in der einsam die Försterwohnung lag, hatten diesen Ideen in Marie'ns Seele ein starkes Leben gegeben. Empfindungen, dunkel und schauerlich, wie der Wald, der sie umgab, hoben die Brust des kleinen Mädchens. Ihre Spiele waren Gespräche mit den Blumen, mit den rauschenden Bäumen, mit den fliehenden

Wolken, und mit ihrem frommen Vater. In die Schule ging sie nicht. Ihr Vater lehrte sie in der Muße des Winters lesen, und eine Religion, wie sie sein stilles Herz ihn lehrte, so oft er mit seiner Tochter allein war. Die Haushaltungssorge, als sie älter wurde, hielt sie in der Einsamkeit fest. Sie kannte keine andere Sünde an den Menschen, als die Erbsünde. Ihr stilles Herz öffnete sich heimlich jedem Menschen voll Liebe und Zutrauen; nur ihre blöde Furchtsamkeit hielt sie allein ab, jedem Menschen zu sagen, wie sehr sie ihn liebe.

So war sie die einzige Freude ihres Vaters, und der Wunsch jedes jungen Menschen, der sie sah. Ihr Herz allein wünschte nichts. Ruhig hob sich ihre unschuldsvolle Brust; sie liebte alles, was sie umgab. Wilhelm, des alten Jacob's Sohn, hatte das Mädchen oft gesehen, wann er mit ihrem Vater aus dem Forste zurück kam. Nur ein dunkler Blick begleitete des Mädchens Bewegungen, wann

sie kam, wann sie ging, wann sie strickte. Wilhelm wagte es nur, sie anzusehen; denn er kannte des alten Schaller's Strenge in diesem Falle. Aber in seiner Brust entzündete sich die heißeste Leidenschaft für Marie'n. Er hoffte, wann der Herr von Raßdorf kommen würde, auf eine Försterstelle. Er hoffte auf Marien's Neigung; denn er war fast der einzige Mann, der Schaller'n besuchte, der einzige, mit dem Marie doch einige Worte sprach.

Zwar hatte er wohl dem alten frommen Schaller es leise zu verstehen gegeben, was er wünschte; der Alte hatte auch wohl freundlich mit dem Kopfe dazu genickt. „Aber, sagte er dann, du bist eine ehrliche Seele, Wilhelm, Gott gebe, was dir gut ist! Nur nicht vor der Zeit! Das Schwänzeln um ein Mädchen thut nicht gut; und wenn ich wüßte, daß du hinter meinem Rücken Marie'n Ein Mahl sprächest, so... Du kennst mich, Wilhelm.“

Wilhelm kannte den strengen Alten, und schwieg.

Marie war zärtlich geliebt, ohne es zu wissen, und sie hatte der Leidenschaft des Edelmannes nichts, als ihre Unschuld und Frömmigkeit entgegen zu stellen. Der Edelmann kannte indessen seinen alten strengen Förster ebenfalls genug, um etwas zu wagen; und der alte Jacob, der nicht aufhörte, von Marie'ns Liebenswürdigkeit zu reden, zeigte ihm auch, daß er bei Marie'n kein leichtes Spiel haben werde. Daß der Edelmann die Forsten untersuchte, aus seiner Weidetasche bei'm Förster Schaller frühstückte, dabei Marie'n Stunden lang sah, und sie mit einer stillen Freundlichkeit auszeichnete, schien so natürlich, daß es Niemanden, selbst Wilhelm'en nicht, auffiel. Daß er Marie'n ein Paar Mahl nahe an ihrem Hause im Walde antraf, daß Marie ihm einen Riemen an der Tasche fest nähen mußte, den ein Zweig abgerissen hatte, daß er hier auf ihren Vater wartete, und indessen die Zeit mit Marie'n verplauderte, waren Zufälle, aus denen Niemand Arges haben konnte,

weil Marie es kaum mit ein Paar Worten berührte. Daß in einem solchen Gespräche der Gutsbesitzer Marie'n fragte, ob denn wirklich der Tagelöhner Drewes, dem eine Kuh, sein ganzer Reichthum, gefallen war, so hülflos wäre, und als Marie ihm mit nassen Augen den Jammer der Familie sagte, daß er da gerührt seine Börse zieht, und Marie'n mit einem Händedrucke einige Goldstücke für den Unglücklichen giebt, dieß erzählte Marie ihrem Vater mit froher Hast, und der alte Schaller sagte nichts, als: „Selig sind die Barmherzigen, Marie, ꝛc." Der alte Schaller hatte am Morgen seinem jungen Herrn den Unfall des Unglücklichen selbst erzählt. Er freute sich, daß sein Vorwort bei seinem Herrn so wirksam gewesen war. „Da ist, sagte er zu Marie'n, da ist der alte Schwenke noch. Gott gebe mir noch ein Mahl eine gute Stunde bei dem gnädigen Herrn; für den rede ich auch noch ein Wort" Die gute Stunde kam bald. Schaller bath für den Alten,

Der Edelmann hörte ihn gütig an, gab ihm Geld, und sagte: „Sende Er seine Tochter mit diesem Gelde zu dem Alten. Die versteht zu geben, Schaller; das weiß ich von Drewes her. Seh' Er, Schaller, Seine Tochter giebt das mit einer Art, daß die Armen Freude daran haben. Ich verstehe das so nicht, und Er wohl auch nicht, Schaller."

Der Vater lächelte fröhlich. „Ja, Ihro Gnaden, rief er, das weiß Gott, da haben Sie Recht, ob wohl ich auch ein Herz für den Armen habe. Meine Marie hat eine weiche, sanfte Hand im Verbinden der Wunden, das fromme Kind!" Der Vater erzählte das Marie'n voll Freude, und Marie wagte es nach einiger Zeit, dem gnädigen Herrn selbst eine Bitte für einen Armen vorzutragen. Der Herr von Raßdorf bewilligte sie, und sagte ihr: „Höre Sie, liebes Kind, ich gebe recht gern. Nur ist's mir zuwider, wenn die Leute mich mit ihrem Danke überlaufen; auch kommt dann ein jeder, der wohl gar nichts bedarf. Sage

Sie also nicht, von wem das kommt; keinem Menschen. Sogar Ihrem Vater nicht; denn der kann in seiner Freude auch nicht schweigen. Und will Sie gern Armen helfen, gut, ich will gern geben; nur darf es kein Mensch erfahren, von wem es kommt. Ich komme ja von Zeit zu Zeit hierher, und ein Augenblick findet sich ja wohl, da Sie mir sagen kann, wenn einer meiner Hülfe bedarf."

Das war nicht Plan des Herrn von Raßdorf. Der Zufall hatte ihn in diesen Weg mit Marien geleitet; und das unschuldige, nichts besorgende Mädchen, das hier nichts, als die edelste Großmuth eines sehr menschlichen Herzens sah, das sich geschmeichelt fühlte, die Vertheilerinn so reichlicher Wohlthaten zu seyn, und das Zutrauen ihres Herrn zu ihrem weichen Herzen, das sie verdiente, erhalten zu haben, ging richtig in das Netz, das eine unreine Leidenschaft ihr aufstellte, hinein. Selbst ihre Frömmigkeit half das Netz fester stellen; sie wollte den Dank nicht für fremde

Wohlthaten ernten. Sie spielte den Unglücklichen die Hülfe eben so heimlich und verborgen zu, als sie dieselbe erhielt; und das Erstaunen der Unglücklichen über die unvermuthete, unbekannte Hülfe, der heiße Dank für den verborgenen Schutzengel, waren ein zu reitzendes Schauspiel für ihr frommes Herz, das sich dem Glauben an helfende Engel so gern hingab, als daß sie es nicht sollte öfter gewünscht haben.

Sie sprach den wohlthätigen Edelmann zuweilen allein, wann ihr Vater im Forste war, und die Güte ihres Herrn, die nach und nach sich in ein freundschaftliches Vertrauen verwandelte, die feine Achtung, mit der er sie auszeichnete, die schnelle Wirksamkeit aller ihrer Bitten, thaten dem Herzen des Mädchens so wohl, setzten alle ihre bessern Empfindungen auf eine so angenehme Weise in Bewegung, daß eine Art von Neigung gegen Raßdorf'en in ihrer Seele entstand. Sie dachte mit der reinsten Heiterkeit an ihn, und sie gieng

in den Waldgrund, hinter ihrem Hause, den er fast alle Tage eines Vogelherdes wegen besuchte.

Das Vertrauen und die Güte Raßdorf's gegen sie stieg so stufenweise; sie konnte sein Betragen gegen sie mit seinem Betragen gegen Andere nie vergleichen, weil sie ihn nie in Anderer, als selten in ihres Vaters Gesellschaft sah, so daß sie keine Veränderung in ihren Empfindungen gegen ihn und in seinem Benehmen gegen sie bemerkte: und doch hatte sich Alles verändert. Die erste Scheu gegen den Herrn war verschwunden. Er nahm ihre Hand; sie bemerkte es nicht. Er nannte sie seine gute Marie; so, schien es ihr, hatte er sie immer genannt. Den Jäger Wilhelm hatte Raßdorf im Anfange entfernt. Er war in der Residenz, wo für den Winter Einrichtungen in dem Hause des Edelmanes zu machen waren. Marie'ns Vater ging unbesorgt in den Forst. Seine Tochter verschwieg gerade nicht, daß sie den gnädigen Herrn zuweilen sähe; das war natürlich:

der Vogelherd, ein ganz gewöhnliches Vergnügen des jungen Herrn, war nur einige Schritte vom Hause, und Marie so fromm, so keusch so unschuldig.

Ueber alle seine Wünsche war das dem Edelmanne gelungen. Er sah mit Entzücken die hervorbrechende Neigung des reizenden Mädchens. Er sah mit Entzücken, unter welchen kindischen Vorwänden sie sich das Recht zu geben suchte, dahin zu kommen, wo er war; wie die reinste Heiterkeit von ihrem Gesichte strahlte, wenn sie den Vorwand gefunden hatte; und dennoch war diese kindische, sorglose Unschuld wiederum das größte Hinderniß für die Befriedigung seiner Leidenschaft. Ungeachtet der Neigung des Mädchens zu ihm, kam er nicht weiter. So leicht er sie bis auf diesen Punkt gebracht hatte, so unmöglich schien es, sie einen Schritt weiter zu bringen. Was der Verführer wollte, ihre Phantasie zur Verrätherin ihrer Tugend machen, gerieth nicht; ihre

Phantasie war unentzündbar. Sie war nichts, als heiter und fröhlich, in seiner Gesellschaft. Ihre Blicke blieben fromm und heilig, ihr Busen schlug nie stärker, als immer; ihre Ruhe sagte ihm zu deutlich, daß nichts unheilig war, als er selbst. Er mußte es sich aus ganz leisen Versuchen, die er machte, gestehen, daß Ein Wort zu viel Marie'n auf ewig von ihm trennen würde.

Er sah zuletzt, daß er Marie'n nicht verführen konnte, ohne sie auch zu gleicher Zeit betrügen zu müssen, und er beschloß das Bubenstück, das sein Gewissen bis dahin noch nicht belastet hatte. Er wurde vertraulicher und zu gleicher Zeit trauriger gegen Marie'n. Er sprach mit ihr über das Glück eines künftigen Lebens, und setzte dann seufzend hinzu, daß er es nicht hoffen dürfte. „Ach, wenn ich, sagte er mit einem Händedrucke, wenn ich nach meiner Neigung wählen dürfte!" Anfangs wußte Marie nicht, was er meinte; sobald sie es aber merkte, wurde sie sichtlich unruhiger, scheuer,

Sie kam seltener, sie war kälter. Er bemerkte das nicht, er fuhr fort! so zu reden, und setzte dann zuweilen mit vor Freude leuchtenden Augen hinzu: „Aber warum dürfte ich nicht glücklich seyn? Warum nicht nach meiner Neigung wählen?“ Er machte dann Marie'n eine reizende Beschreibung von den glücklichen Tagen, die er leben würde, wenn er . . Hier brach er ab, faßte des Mädchens Hand mit einem Seufzer.

Marie, die arme Marie war in einen Abgrund von Unruhe gestürzt. Sie sah es jetzt, daß Raßdorf sie liebte, und sie fühlte ihr Herz bei dieser Vorstellung in einer süßen Beklemmung schlagen. Sie wünschte nichts; — sie sah nichts, als die Unmöglichkeit vor sich. Sie wollte sich ihrem Vater entdecken, und sie fürchtete seine Vorwürfe. Und was sollte sie ihm denn sagen? Hatte Raßdorf denn gesagt, er wollte sie heirathen? Sie fürchtete, er würde sie verlachen. Sie wollte den Edelmann nicht mehr sehen. Sie hielt den Entschluß

acht Tage lang. Nun ging sie, nicht in den Waldgrund, sondern oben auf die Höhe. Da kam Raßdorf; er beklagte sich so wehmüthig, daß er sie acht Tage lang nicht gesehen hatte. Marie hörte seine Klage an mit pochendem Herzen, mit Augen, die anfingen, naß zu werden. Nie war er so zärtlich, so sanft, so gut gewesen. Auf dem Rückwege überraschte sie der Gedanke zum ersten Mahle, wie glücklich sie seyn würde, wenn sie seine Frau wäre, und hinter dem Gedanken schlich die Hoffnung her, eine süße Ahndung, und dann wieder ein beklemmender Zweifel, der sie ängstete. Ach, seinen Kummer hatte Raßdorf ihr geklagt; aber wem konnte sie ihren Kummer, ihre Angst sagen? Sie warf sich im dicksten Gebüsche auf die Kniee, und bethete, Gott möchte ihn, den Feind ihrer Ruhe, glücklich machen. Nein, sie bethete nicht für sich selbst. Ruhiger stand sie auf. Sie hatte ihr Geschick in die Hände der Vorsehung gelegt; sie wollte ihren Wink erwarten.

Raßdorf sah ihre Unruhe, ihre Qual mit Freude; er sah bei ihrer ersten Zusammenkunft einen Strahl der Heiterkeit in ihren frommen Blicken. Er glaubte, sie finge an, sich ihm zu ergeben; er irrte, sie hatte ihr Herz der Vorsehung ergeben. Das erheiterte sie. „Nein, sagte sie zu sich selbst, ehe sie ging, ich will es erwarten. Liebt er mich wirklich so zärtlich, wie ich — ihn — liebe, setzte sie zitternd hinzu, so wird er reden! Ich will ruhig seyn. Redet er, so will ich meinem Vater es sagen. Und kann Raßdorf seine Einwillignng erhalten, so...“ Sie hob fröhlich gerührt beide Hände zu dem heitern Himmel empor.

Aber es war gar nicht Raßdorf's Plan, zu reden. Auch der Bösewicht zittert vor dem Verbrechen. Raßdorf wollte sie durch die Hoffnung, seine Frau zu werden, zu dem Verbrechen locken, um dann seinem Gewissen sagen zu können: „Hab' ich ihr die Ehe versprochen? Ist es meine Schuld, daß sie das Unmögliche möglich träumte?“ Aber

Marie'ns Unschuld nahm ihm auch diese Beschönigung. Raßdorf blieb in seinen Räthseln, er redete nicht deutlich; und Marie blieb gleich scheu und gleich entfernt. Er sah ihre Liebe; aber er sah auch, daß ihre Hoffnung, seine Frau zu werden, wieder sank. Marie wurde ernst, und scheuer, als jemahls.

Er mußte ihre Hoffnung auf's neue beleben, er mußte sie zur Gewißheit machen, ohne daß diese Gewißheit von ihm herkam; und er entwarf den Plan auf des Mädchens frommen Aberglauben. Eine kleine Zigeunerbande hielt sich in der Nähe von Randeln auf. Raßdorf stieß auf der Jagd auf die kleine wilde Gesellschaft, die in einem Thale im Walde eben ihr Mittagsessen kochte. Eine Alte kam auf ihn zu, bettelte ihn an, und er ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Er ließ sich sogar Glück aus der Hand von ihr sagen, und bewunderte den Witz, und die täuschende Feierlichkeit, womit die Zigeunerin das

that. „Du hast Glück bei den Mädchen, mein Goldsohn!“ sagte die Frau mit brennenden Blicken; und Raßdorf'en fiel Marie dabei, ihr frommer Aberglaube an Träume, Ahndungen, Wahrsagen ein. Er beschenkte die Frau reichlich. Sein Kopf arbeitete einen schnellen Gedanken aus. Er ging näher zu der Bande, beschenkte sie, und warf von Zeit zu Zeit prüfende Blicke auf die Alte, die dieser nicht entgiengen.

Er stand nachsinnend da, hob an: „Höre, Mutter! ich könnte . . .“ brach wieder ab. Endlich ging er kopfschüttelnd; die Alte aber folgte ihm, trat zu ihm; er schien sie zu erwarten. „Du hast etwas im Kopfe, Goldsohn?“ fragte die Alte listig und errathend. — „Wenn du schweigen könntest!“ antwortete rasch Raßdorf. — „Schweigen? lachte das Weib. Wenn wir das nicht könnten, wer kann es denn?“ Raßdorf rieb die Stirn, verfinsterte die Augen, sann, und rückte dann endlich mit seinem Auftrage hervor. Das Weib

lächelt listig; denn sie errieth, was er verschweigen wollte. Sie bekam ihre Rolle, ein Geschenke und das Versprechen auf eine reichliche Belohnung, wenn sie ihre Rolle gut spielen würde. Die Alte versprach; und Raßdorf ging finster, mit Gewissensbissen beladen, zu Hause. Er zitterte vor der Entdeckung, erröthete vor Scham; aber vor dem Verbrechen zitterte er nicht, der Verführer.

Die Alte schwebte nun von weitem um Marien's Wohnung her, bis sie den glücklichen Augenblick ersah, da Marie allein, versenkt in tiefe Gedanken, auf die Waldhöhe hinter ihrem Hause hinauf ging. Die Alte folgte ihr heimlich, schrie auf, und Marie, die herzu lief, fand sie auf der Erde. Die Alte bath sie, ihr aufzuhelfen. Marie half ihr auf einen Baumstamm, setzte sich zu ihr, und fragte, ob sie Schaden genommen habe.

Nun hob die Rolle der Alten an. Sie betrachtete Marie'n starr und fest, legte die Hand an die Stirn, als ob sie nachsänne, lächelte, schüttelte

den Kopf, sprach im feierlichsten Tone einig'e räthselhafte Worte, und erregte so Marie'ns Aufmerksamkeit. Marie both ihr ein kleines Geschenk. „Du würdest mir, sagte die Alte, viel mehr geben, sähest du, was ich sehe, wüßtest du, was ich weiß.“ Der Alten Blicke funkelten bei diesen Worten, ihre Worte waren heftig. Sie warf starre Blicke auf Marie'ns Gesicht. Dann schob sie Marie'ns Hand mit dem Geschenke zurück. „Ich will nichts, nichts, schönes Kind; behalte dein Geld. Sey demüthig, wann dich Gott erhöhet; sey wohlthätig, wann du reich bist. Folge meinem Rathe, du hast ihn nöthig, goldenes Mädchen; und denke an mich, wann du in Gold und Seide gehst, und in Schlössern wohnst. Gott sey mit dir! Ich will gehen. Du wirst bald erfahren, daß ich die Wahrheit weiß. Behalte dein Geld, ich will nichts; aber übers Jahr, dann komme ich wieder; wenn du nicht hochmüthig geworden bist, dann, Tochter, sollst du der alten Mutter reichlicher geben.“

Marie erröthete. Lächelnd in der Beschämung, fragte sie die Alte: „Was weiß Sie denn, Mutter? Nehme Sie doch!“ Sie verdoppelte die Gabe. — „Ich nehme nichts, und wenn du mir viel Gold bötheſt, schöne Tochter. Aber in Jahr und Tag bist du die Frau eines sehr reichen, jungen, vornehmen Mannes, du wohnst in einem prächtigen Hause, hast Bedienten, und fährst mit Kutsche und Pferden. Du lachst, Tochter? Lache nicht, Goldkind! Ich bin arm, blutarm; aber hier nimm, was ich habe, den silbernen Ring und diesen goldnen Pfenning sammt der Schnur; mein seliger Mann schenkte mir ihn auf die Treue. Die hole ich über's Jahr von dir ab, wann du eine vornehme Dame bist. Bleibe du fromm, mein Kind, und zweifle nicht. Du wirst es mir einmal belohnen.“

„Woher weiß Sie denn das, liebe Mutter? Wie sollte das möglich seyn?

„Bei Gott ist nichts unmöglich, und gute

Engel umgeben dich, Goldmädchen. Dir schadet kein Sturm, kein giftiger Thau. Alle Menschen lieben dich, Niemand kann dich belügen, auch wenn er wollte. Keine Krankheit kann dich überfallen. Gott und die Engel lieben dich, frommes Kind! Denke an mich! Und hättest du noch keinen Mann gesehen, außer die Bauern im Dorfe, der reiche Mann wird nicht ausbleiben. Denke an mich!"

Nun wurde Marie unruhig. Sie fragte mehr, und die Alte nahm ihre Hand. Sie besah dieselbe lange und mit feurigen Blicken. „Ich weiß nicht, sagte sie nun kopfschüttelnd, wie es mit dir ist, mein Kind. Ich wollte schwören, wenn du nicht so fromm, so unschuldig wärest, du kenntest den Mann schon, der dich heirathen wird." Marie glühete. Sie wollte ihre Hand zurückziehen. Die Alte nahm die andere Hand, sagte dann kopfschüttelnd: „Was ist das, mein Kind? Ein reicher Mann, jung, schön, liebt dich. Nie-

mand weiß es, als du allein. Du liebst ihn, du bist ihm von Herzen gut. Bald wird er kommen, und dich heirathen; aber Thränen wirst du noch vergießen, ehe du glücklich wirst. Soll ich dir einen Rath geben, meine Tochter? Soll ich?

Marie sah sie mit offenen Augen an. „Willst du glücklich seyn, Kind, so schweige; sage keinem Menschen, was du weißt, was du hoffst, was du wünschest; keinem Menschen, nicht deiner Mutter oder deinem Vater, keinem Menschen, als dem allein, der dich lieb hat. O, du wirst glücklich werden, und dann wirst du an mich arme alte Frau denken, die dir dein Glück prophezeihte."

Marie zog alles ihr Geld hervor; aber die Zigeunerinn schlug es aus. „Nein, nein! rief sie; nach einem Jahre, dann wirst du mir mehr geben, viel; dann will ich dir wieder sagen, wie du es machen sollst, daß dein Mann dir sein Leben lang gut seyn muß."

„Warum will Sie mir nicht jetzt sagen, liebe Mutter?“ fragte das getäuschte Mädchen.

„Du bist fromm, hob die Alte an; die Engel haben dein Auge bewahrt, daß es nie Mannspersonen angesehen hat. Aber da blitzte dein Auge, da schlug dein Herz, als Er kam; nicht wahr, Töchterchen? Sprich mit Niemanden davon. Stelle dich gleichgültig gegen alle Menschen, thue, als wolltest du nie heirathen. Aber deinem Bräutigam sage es, wie lieb du ihn hast. Nicht wahr, er sieht dich traurig an, sein Herz thut ihm weh? Sey du freundlicher, thue ihm alles zu Gefallen, habe ihn lieber, als Alles, und du wirst glücklich seyn, und Gott sey mit dir, Kind, bis über's Jahr, da sehe ich dich wieder.“

Hier stand die Alte auf, streichelte mit den Worten: „du frommes Glückskind! Marie'n über die glühende Wange, und verlor sich in dem dicken Gebüsche. Marie blieb in der heftigsten Unruhe auf dem Baumstamme sitzen. Ihr Glaube

an Wahrsagen war vorher schon da. Die Unei-gennützigkeit der Frau, die Gewißheit, mit der sie ihre Liebe, ihr Geheimniß kannte, das kein Mensch wußte, hätten alle Zweifel aus ihrer Brust, wenn welche da gewesen wären, weggerissen. Sie glaubte mit der festesten Gewißheit den Worten der Alten. Kein Zweifel, daß Raßdorf sie heirathen würde, regte sich mehr in ihrer Brust, und ihr Herz schlug in dem heiligen Entzücken der beglückten, und, noch mehr, der von Gott gebilligten Liebe. Die Warnung der Alten, sich Keinem, selbst ihrem Vater nicht, zu entdecken, wenn sie glücklich seyn wollte, war sie fest entschlossen zu befolgen. Sie stand mit glühender Stirn auf, nur die Liebe bewegte ihre Brust, nicht die Eitelkeit. Sie sah sich nur, wie sie jetzt gekleidet war, in Raßdorf's Armen, im tiefen schattigen Walde, nicht in Gold und Seide, nicht in der prächtigen Carosse. Nicht mit Einem Gedanken fiel ihr bewegtes Herz auf die Pracht, auf den Reichthum,

die sie umgeben würden. Sie liebte nur und war glücklich. Sie betrachtete Raßdorfe'n von diesem Augenblicke an als ihren Mann, den die Vorsehung ihr gegeben hatte.

Einige Tage darauf kam Raßdorf. Er sah die Wirkung, die seine List gehabt hatte. Marie wartete schon seiner in dem Grunde, sie kam ihm hocherröthend entgegen. Die Freude, die reinste Liebe strahlten ihm aus ihren Blicken zu. So zutraulich, so hingebend war sie noch nie gewesen. Er faßte ihre Hände, er drückte sie, und ein sanfter Händedruck mit einem vertraulichen Lächeln belohnte ihn. Er umfaßte sie, sie litt es heute; er drückte in seinem Entzücken den ersten Kuß auf diese frischen Lippen; Marie erröthete, bog sich ab; aber sie riß sich nicht aus seinen Armen. Zum ersten Mahle sprach er von seiner Liebe. Marie schwieg zwar, aber sie warf zärtliche Blicke auf ihn. Er redete von einer glücklichen

Zukunft, von Marien's glücklichen Tagen, und die Augen des frommen Mädchens füllten sich mit Thränen der Liebe, der gerührten Dankbarkeit.

Sie blieb länger, als gewöhnlich, bei ihm, und sie sank endlich, von seinen Liebkosungen erweicht, von ihrer Gewißheit geleitet, von ihrer Liebe bezwungen, an sein Herz, und gestand mit Seufzern, rinnenden Thränen, und halben Worten, daß sie ihn liebte. Berauschende Küsse wurden gewechselt. Einige räthselhafte Worte Raßdorf's bestärkten Marie'ns Glauben noch mehr. Sie ging endlich, voll ihrer Liebe, voll des Entzückens, voll des höchsten Vertrauens zu Raßdorf'en, nach Hause.

Das arme unschuldige Geschöpf glaubte jetzt, nicht zu viel thun zn können. So bald ihr Vater abwesend war, besuchte sie den Geliebten. Ihre Liebe, ihr Zutrauen, die Furcht, den Geliebten zu beleidigen, ihre Unschuld, gaben dem Betrüger endlich, was er wünschte. Das Verbrechen war

nun vollendet; ach! und nun hing Marie mit unaussprechlicher Liebe, mit glühender Leidenschaft an dem Elenden, der sie betrogen hatte, und der sie jetzt noch schrecklicher betrog. Der Wollüstling fand in den unschuldigen, zitternden, vor Reue und Ahndung zitternden Umarmungen des liebenden Mädchens die Befriedigung nicht, die er erwartet hatte. Er hatte nur immer Wollust, nie Liebe geschmeckt. Er fühlte in Marie'ns Armen die ganze Last des Verbrechens, weil sie es nicht mit ihm theilte. Das Mädchen war gefallen; aber nicht lasterhaft geworden. Ihre Liebkosungen waren nichts, als geheime Vorwürfe seiner Verrätherei. Er wurde Marie'ns müde, weil sie tugendhaft war.

Er gab eine Reise vor; er verließ Marie'n, aber er ließ ihr die Hoffnung auf seine Hand. Er fühlte sich zum erstenmale durch die Erfüllung seines Wunsches unglücklich. Mit Unruhe reisete er ab, mit einer ahndenden Furcht der Zukunft. So bald

er in der Stadt war, stürzte er sich in die Zerstreuungen der großen Welt, um seine Unruhe los zu werden. Es gelang ihm. Nun gab er Wilhelm'en die Försterstelle des alten Kaiser, den er in Ruhe setzte; und Wilhelm flog auf Flügeln der Liebe nach Randeln hinaus.

Sein Wunsch war nun erreicht. Er besuchte seinen alten Freund, den Förster Schaller. Jetzt bat er ihn um Marie'ns Hand. Der Alte gab ihm die Rechte zur Versicherung seiner Einwilligung. „Jetzt, sagte er, bist du mir lieb, Wilhelm, auch wann ich nicht zu Hause bin. Thue meiner Marie den Antrag selbst; dann will ich hinterher kommen. Ich weiß nicht, was dem Mädchen seit einiger Zeit fehlt. Gehe; Gott mit dir!“

Wilhelm ging; aber er fand Marie'n traurig, daß Raßdorf so lange zögerte. Er wagte es nicht, heute sein Wort anzubringen. Er kam wieder, und fand sie noch trauriger. Er verlor die Hoff-

nung nicht; denn sie war doch so freundlich gegen ihn, so sanft, so gut. Endlich auf einem Spaziergang mit ihr in dem Waldgrunde entdeckte er ihr sein Herz, und bath um ihre Hand. Marie zerfloß in heißen Thränen, statt zu antworten. Wilhelm wurde dringend; er bath nur, sie möchte ihm nicht alle Hoffnung nehmen; aber heißer flossen Marie'ns Thränen, und sie antwortete nicht. „Gib ihr Zeit, sich zu besinnen, Wilhelm! sagte der Vater. Bei Marie'n muß das Obst reif werden, ehe sie es abschüttelt. Gib Acht, die springt nicht in's Ehebette, sondern bethet sich hinein.“

Der Vater sprach selbst mit Marie'n, und bekam nichts, als Thränen, zur Antwort. Man wartete, man hob wieder an; Marie blieb endlich dabei, daß sie sich nicht von ihrem Vater trennen könnte. Da kam Wilhelm's Vater, der alte Jacob, aus der Residenz nach Randeln. Er gab mit einem heftigen Kopfschütteln seinem Sohne die Hand. Er war seltsam bewegt. Hundert Mahl fing er an:

„höre, Wilhelm! mit Marie'n. . . .“ und brach wieder ab, und blieb bei seinem Kopfschütteln. Wilhelm'en wurde bange bei seines alten Vaters Benehmen.

„Ich selbst will nach Schaller'n, sagte Jacob, sich unmuthig die Stirn reibend. Und wenn Marie dich nun nicht wollte, Wilhelm?“ Wilhelm wurde todtenbleich; er antwortete nicht. Jacob ging nach Schaller'n, voll Sorge und Unruhe; denn etwas hatte er gemerkt. Er erzählte nämlich dem Herrn von Raßdorf, daß sein Sohn um Marie'n angehalten habe. Aufmerksam drehete sich Raßdorf zu ihm. „Marie aber, fuhr Jacob fort, scheint nicht zu wollen. Das Mädchen thut jetzt nichts, als weinen.“ Bei diesen Worten wechselte der Edelmann die Farbe; eine große Unruhe ergriff ihn. Jacob bemerkte das. Als er allein war, überlegte er Marie'ns Thränen, seines Herrn Unruhe; ihm fielen die häufigen Besuche Raßdorf's auf dem Vogelherde ein. Sein Herz fing an, zu schlagen.

Er fürchtete seines Sohnes Leidenschaft, und er bat um ein Paar Tage Urlaub nach Randeln.

Nun ging er nach Schaller's Hause. Er traf Marie'n allein. Er bath sie mit der sanftesten Treuherzigkeit, sich wegen seines Sohnes zu erklären. Marie fing an, zu weinen, und erklärte, wie immer, sie könnte ihren Vater nicht verlassen. Der alte Jacob trat an's Fenster, seufzte: „Gott segne uns Alle! Aber ich muß!“ Er wendete sich wieder zu Marie'n, er faßte ihre Hand, er sagte mit zitternder Stimme: „Sieh, liebe Marie, der gnädige Herr hat ihm die Försterstelle gegeben, damit er dich heirathen soll. Der gnädige Herr sieht es gern.“ Da erblaßte Marie. Da fuhr ein heftiges Zittern durch ihren Körper. Sie stand bleich und sprachlos da. Nach einer langen schrecklichen Minute stotterte sie endlich hervor: „Das ist nicht wahr!“

Der alte Jacob zitterte eben so heftig, da er seine Befürchtung bestätigt sah. Er schwieg lange.

Endlich sagte er zitternd: „Gott gebe nur, daß man dich nicht betrogen hat, Marie!“ Mit verlöschenden Blicken sah ihn das auf's neue erbleichende Mädchen an, und fragte mit einem entsetzlich ängstlichen Tone: „Wer? wer?“

„Unser Herr!“ antwortete leise Jacob. Marie schrie entsetzlich auf, und schlug die zitternden Hände vor die Augen. „Betrogen!“ Das einzige Wort jammerte sie einige Mahle hervor. Jetzt nun drang der Alte in Marie'n mit Bitten, Liebkosungen, Thränen, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Vergebens. Sie schwieg wieder. Denn ihr Glaube an Raßdorf's Liebe hob sich auf's neue gewaltsam hervor. Jacob bemerkte das. „Liebe Marie, sagte er nun fest, glaube mir, glaube diesem grauen Haupte, du bist betrogen; denn unser gnädiger Herr heirathet die Gräfin von Klenau. Zwar soll das noch niemand wissen, aber du, armes Kind, mußt es wissen.“

Bei diesen Worten sank die Kraft des betroge-

nen Mädchens. Sie trat mit finstern, starren Blicken auf den alten Bedienten zu. Sie fragte mit einer seltsamen, bebenden Furchtsamkeit, indem sie Eine Hand auf ihr, die andere auf Jacobs Herz fest drückte: „Ist das wahr?" Jacob nahm ihre Hand von seinem Herzen, hob sie in die Höhe, und sagte: „Ich schwöre bei dem höchsten Gott, es ist so!" Marie drehete sich langsam um, schwankte in ihre Kammer, und riegelte hinter sich ab. Jacob blieb. Nach einer Stunde kam der Vater zu Hause. Jacob war ungewiß, ob er ihm seine Entdeckung mittheilen sollte. Da öffnete sich die Kammerthür, und Marie trat, zwar etwas bleich, aber doch ruhig herein. Sie hatte während deß sich der Versprechungen der alten Zigeunerin erinnert. Das waren, dachte sie, die Thränen, die sie noch weinen sollte. Sie war jetzt wieder fest überzeugt, daß sie nicht betrogen war. Sie winkte dem alten Jacob, zu ihrem Vater nichts zu sagen. Sie war ein wenig ängstlich, aber ruhig. Ja-

cob schwieg; er wollte erst wissen, was Marie hatte.

Allein bald darauf wurde die Nachricht von der Verbindung des Herrn von Raßdorf und der Gräfin Klenau allgemein bekannt. Marie sank bei der Nachricht, die ihr der alte Vater gab, in Ohnmacht. Als sie erwachte, sah sie starr um sich und wurde scheinbar ruhig und still. Der Vater, der jetzt von Wilhelm'en Jacob's Vermuthungen hörte, drang in seine Tochter um das furchtbare Geheimniß. Sie antwortete nicht. Sie schien gefühllos gegen die Bitten ihres Vaters geworden zu seyn. Aber ein furchtbares Zittern ergriff sie, so oft ihr Vater von Raßdorf'en anfing.

Nun kam Raßdorf selbst. Diese Nachricht setzte Marie'n ausser sich. Sie ging am andern Morgen in den Waldgrund. Raßdorf kam nicht. Sie setzte die Gänge nach dem Vogelherd alle Morgen fort; er kam nicht, und sie kam mit jedem Tage finsterer und ängstlicher zurück. Ihr Vater, Jacob,

und Wilhelm sannen vergebens über den Zusammenhang dieser Begebenheit nach. Sie brachten nichts heraus. Sie wußten nicht, in welchem Grade der Edelmann schuldig war. Daß er schuldig sey, behauptete Jacob mit aller möglichen Ueberzeugung. Marie wurde mit jedem Tage in sich gekehrter. Ihr einziger Gang war jeden Morgen nach dem Waldgrunde. Da saß sie, die Augen auf den Weg gerichtet, der von Randeln herführte, bis die Sonne über die Eichen hervor kam. Dann stand sie heftig auf, und ging.

Wilhelm war alle Tage in ihrem Hause. Ihr Gram hatte seine Leidenschaft vermehrt. Er saß neben ihr, er bat sie, heiter zu seyn. Er nahm Theil an ihrem Leiden. Seine Liebe sprach aus Worten, Blicken und Handlungen. Marie war sanft gegen ihn; man sah, sie wollte dem Jünglinge ihr Leiden, ihre Thränen sogar verbergen. Sie redete wenig; aber sie drückte ihm von Zeit zu Zeit die Hand; sie lächelte wehmüthig, wann er

kam; und schien es nicht gerne zu sehen, wenn er ging. Aber zu einer Verbindung mit ihm schüttelte sie jedes Mahl mit wilder Heftigkeit den Kopf. Man schwieg endlich davon, und hoffte alles von der Zeit.

Endlich kam die Gräfin Klenau, um ihre Heirath in Randeln zu feiren. Man sagte es Marie'n. Sie hörte es seufzend. Sie ging noch den Morgen, da die Trauung seyn sollte, in den Waldgrund. Heute folgte ihr von weitem ihr Vater. Als das Geläute der Glocken aus Randeln herüber tönte, warf sich Marie auf die Kniee, rang die Hände. Dann sprang sie auf. Sie fand ihren Vater auf der Höhe. Sie faßte wild seine Hand, sagte ängstlich und eilig: „nun! nun!" und flog neben ihm her nach Hause.

Sie setzte sich nieder, um zu stricken. Ihre Farbe wechselte gewaltsam und schnell. Man sah die Gewalt, mit der sie sich aufrecht erhielt, und endlich sank doch der Körper unter der gewaltsa-

men Anstrengung. Sie sank matt an die Lehne des Stuhls, ihr Vater brachte sie auf's Bett, und ein heftiges Fieber ergriff sie.

Den andern Tag kam Jacob. Der Vater führte ihn an Marie'ns Bett. Thränen rollten dem Greise über die Wangen. „Sieh, Jacob, sagte er schluchzend, so ist es! Aber ich jage dem Teufel eine Kugel durch's Herz.“ Marie richtete sich bei diesen Worten auf, und fragte ängstlich: „Wem, mein Vater?“ — „Dem Teufel, dem Edelmanne!“ antwortete der Vater. Sie schüttelte sanft den Kopf, und sagte mit gefaltenen Händen: „Er ist unschuldig, mein Vater!“

Diese Versicherung machte Schaller'n und Jacob'en wieder ungewiß. Sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Sie baten beide Marie'n, ihnen zu erzählen, wie das Alles zusammen hänge. Marie aber sagte nichts, als daß der Edelmann unschuldig sey.

Jacob wollte es wissen. Nach ein Paar Tagen

sagte er seinem Herrn bei'm Anziehen: „Schaller's Marie ist sehr krank.“ — „So? antwortete Raßdorf mit einer großen Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte. Was fehlt ihr denn?“ — Eine Gemüthskrankheit, sagt der Arzt, antwortete Jacob. Niemand weiß es. Gerade an dem Tage, da Eurer Gnaden Hochzeit war, brach die Krankheit aus.“ Raßdorf erblaßte. „Sie ging alle Morgen nach dem Vogelherde, auch den Morgen, fuhr Jacob fort; und als sie das Geläute hier in Randeln hört, fällt sie auf die Kniee, und seitdem . . .“ Immer bleicher wurde Raßdorf. Er wendete das blasse Gesicht ab; aber das Zittern seiner Hände konnte er dem Bedienten nicht verbergen. Er verließ schnell das Zimmer.

„Da habe ich den Teufel! sagte Jacob zähneknirrschend. Aber büßen sollst du, du Bösewicht!“ Am andern Morgen erzählte Jacob wieder von Marie'n, und setzte das einige Morgen fort. Raßdorf, erschüttert von den heimlichen Vorwür-

ſen des alten Mannes, wählte einen andern Bedienten zum Anziehen, um den Dolchen seines Gewissens zu entgehen. Jacob sah ihn nicht mehr allein. Raßdorf hörte nichts mehr von Marie'n, und er wurde wieder unter Festen, Besuchen, Jagden, Reisen und Gesellschaften ruhig.

Marie kränkelte fort. Wilhelm war ganze Tage an ihrem Bette. Diese Treue, diese Liebe rührten Marie'n unaussprechlich. Sie fühlte eine Neigung gegen ihn, die durch jeden Dienst, den er ihr erzeigte, vermehrt wurde. Sie liebte ihn wirklich. Sie sagte es ihm. Der unglückliche Jüngling hoffte nun wieder; vergebens. Marie sollte nur unter den Entzückungen einer treuen Liebe sterben. Sie starb in Wilhelm's Armen, an seinem treuen Herzen, und sie nahm ihr unglückliches Geheimniß mit in's Grab.

Der Vater war in Verzweifelung. Wilhelm stand starr an dem Leichname des geliebten Mädchens. Er folgte ihr zu Grabe, ohne Zeichen der

Trauer von sich zu geben. Dann ging er nach Randeln. Er stürzte zu seinem Vater in's Zimmer, rief: „Marie ist todt! und der Bösewicht hier hat sie ermordet! Das hat er gewiß, Vater! Wenn ich's wüßte, seht . . . .“ Er riß eine Büchse von der Wand. Der alte Jacob nahm dem Sohne die Büchse. Er hatte ihm die Entdeckung von Raßdorf's Schuld verschwiegen. Er zitterte vor der Leidenschaft und dem Zorne des Jünglings. „Marie, sagte Jacob, hat den Herrn für unschuldig erklärt. Ich bitte dich, Sohn, sey ruhig.“

Wilhelm umarmte den Vater heftig, und ging.

Am andern Morgen erhielt Jacob einen Brief von seinem Sohne, worin er ihm schrieb, daß er nicht länger in Randeln leben könne. Er wolle sich unter die Jäger des großen Königs annehmen lassen. Er hielt Wort. Er war fort; und so war auch Jacob durch die Schuld des Wollüstlings kinderlos. Jacob ging in seinem Schmerze zu Raßdorf'en, und kündigte ihm an, daß

sein Sohn aus Verzweifelung über Marie'ns Tod in den Krieg gegangen sey. Er machte dabei Anmerkungen, die das Herz des Elenden durchschnitten. Gedemüthigt, in dem Gefühle seiner Nichtswürdigkeit, stand der Herr vor dem Bedienten da, und hatte nicht das Herz, das Auge aufzuschlagen.

Er wußte Marie'ns Tod schon. Heftig war er durch diese Nachricht erschüttert. Aber zu gleicher Zeit hatte er auch erfahren, daß Marie das Geheimniß, das fürchterliche Geheimniß seiner Schuld mit unter die Erde genommen hatte. Jacob fuhr fort, das Herz des Elenden zu pressen, und in dem Schmerze über den Verlust seines Sohnes sagte er, mit deutlichen Blicken auf seinen Herrn: „Wehe dem, der an Marie'ns Tode, an meines Sohnes Flucht, und an dem Elende zweier Greise Schuld ist!“ Da ermannte sich Raßdorf. Er sagte mit ungewisser Stimme: „Soll das etwa an mich gehen, Jacob? Es scheint so. Was willst du?

Was sollen die Anspielungen? Vergiß nicht, wer du bist, Alter; das wenigstens rathe ich dir!" — „Gott ist unser Aller Richter, sagte Jacob; und unser Gewissen sein Zeuge! Sie wollen so aussehen, als ob Sie lachten, Ihro Gnaden; aber wer Schuld an Marie'ns Tode ist, der bringt lieber eine Nacht in einem Pestkranken-Hause zu, als da auf dem Vogelherde; das weiß ich."

„Jetzt gehe!" rief Raßdorf zornig. Die Anspielung auf den Vogelherd brachte ihn auf. Der Bösewicht fühlte das Gewissen, so sehr er es auch verspottete. Er sah den Vogelherd nie wieder, er kam nicht mehr in Schaller's Forsten, um dem unglücklichen Vater nicht zu begegnen. Er suchte zwar die Größe seiner Schuld sich weg zu räsonniren. „Das Mädchen war hektisch; starb doch ihre Mutter an der Schwindsucht. Ihr Tod wäre erfolgt, auch wenn sie mich nie gesehen hätte." So

räsonnirte er; aber immer blieb doch eine geheime Wunde in seiner Seele zurück, die ihn nie ganz heiter werden ließ, bis er endlich unter neuen und verdoppelten Zerstreuungen aller Art auch das letzte Andenken an seine Schuld in seiner Seele verlöschte. Er war wieder der heitere, glückliche Raßdorf, der über Alles spottete, und Jacob schüttelte oft den Kopf über die zu langmüthige Vorsehung.

Ein Jahr ungefähr nach Marie'ns Tode flog der Wagen Raßdorfs im Galopp auf den Hof. Raßdorf saß todtenbleich im Wagen, seine Frau weinte, der Bediente rief. Alles stürzte herzu. Auch der alte Jacob. Man hob den Edelmann aus dem Wagen. Bebend lehnte er sich auf die Bedienten. „O, was ist dir, theurer Mann?" fragte seine Frau unaufhörlich. — „Es wird vorüber gehen!" antwortete er mit matter Stimme.

Man brachte ihn auf sein Zimmer. Man sandte nach einem Arzte. Der Bediente, der ihn begleitet hatte, erzählte Jacob'en, daß der Herr in Schaller's Forst gefahren sey; nicht weit von Schaller's Hause habe er sich niedergesetzt. Auf Ein Mahl ruft Raßdorf: „o, Herr Jesus!" und sinkt zu Boden. Das war Alles, was Jacob erfuhr.

Raßdorf verlangte, daß Jacob die Nacht bei ihm wachen sollte. Er hatte den alten Bedienten seit einem ganzen Jahre gar nicht mehr gebraucht. Jacob blieb bei ihm. Um Mitternacht rief ihn der Herr an's Bett. Er fragte ihn ängstlich: „Sage mir, Jacob, ist Marie wirklich todt?" Jacob bejahete. „Hast du sie todt gesehen?" — „Ja, Ihro Gnaden." — „Wirklich todt?" — „Ja, Ihro Gnaden." — „Es ist nicht wahr!" fuhr Raßdorf auf. — „Lieber Gott, sagte Jacob

unruhig, das ganze Dorf hat ja die Leiche gesehen. Prediger und Schulmeister sind ja gefolgt. Der Sarg ist ja erst vor dem Begräbnisse zugeschroben. Mein Wilhelm ist ja darum eben davon gegangen."

„Schweig! rief Raßdorf ängstlich. Ist denn der alte Schaller auch todt?" — „Nein; aber krank ist er." Raßdorf legte sich wieder nieder. Nach einer Pause richtete er sich wieder auf, und rief; „Jacob!" Mit bebender Stimme setzte er hinzu: „Ich habe heute Marie'n gesehen. Ich habe sie gesehen." Jacob zitterte, und näherte sich ängstlich dem Bette. „Sie ist todt, Ihro Gnaden, und selig gestorben." — „Ich habe sie gesehen!" fuhr der Verbrecher zitternd fort. „Ich bin ihr Mörder!" stieß er mit einem Schrei hervor. Jetzt entdeckte er dem alten Bedienten die ganze Betrügerei, das ganze Verbrechen, das Marie'n

getödtet hatte. Jacob zitterte. „Und Schaller ist auch todt. Den habe ich auch getödtet.“ Jacob wollte seinem unglücklichen Herrn das ausreden; aber vergebens. Er versicherte ihm unter schrecklichen Schwüren, er habe Marie'n gesehen. Jacob wußte nicht mehr, was er dazu sagen sollte.

Gegen Morgen fiel Raßdorf in einen unruhigen Schlummer, der ihn mit fürchterlichen Träumen quälte. Er schlug alle Arzenei aus. Er ließ den Prediger holen. Er fragte ihn, ob Erscheinungen der Todten möglich wären. Der Prediger, ein vernünftiger Mann, behauptete Nein. Raßdorf behauptete Ja, ohne aber dem Prediger weiter etwas zu sagen. Eine beständige Unruhe marterte ihn. Er wurde zwar wieder gesund; aber seine Ruhe war für immer dahin. Nach tausend vergeblichen Versuchen, sich von dem Andenken an die Erscheinung zu befreien, gab er sich endlich

seiner Gewissensmarter und den verwirrten Vorstellungen seines Kopfes ganz hin. Er saß einsam in seinem Zimmer, grübelte, bethete, wurde von Tage zu Tage tiefsinniger und verwirrter. Die Qualen seines Gewissens hörten nicht auf. Er kam auf die seltsamsten Einfälle; er wollte Mönch werden, dann Herrenhuther. Er hatte nicht vollkommen seinen Verstand mehr.

So hatte er zwei Jahre hingebracht, da entdeckte Jacob endlich den Zusammenhang der Erscheinung. Schaller hatte einen Bruder, dessen Tochter seiner verstorbenen Marie sehr ähnlich war. Das Mädchen besuchte ihren Oheim, dessen Erbinn sie einmahl seyn sollte, auf einige Tage lang. Schaller, der sie nur als Kind gesehen hatte, erstaunte über die Aehnlichkeit des Mädchens mit seiner geliebten Marie, und diese Aehnlichkeit erinnerte ihn wieder so lebendig an seine Tochter,

daß er seine Nichte bath, einmahl die Kleider seiner Tochter anzuziehen. Das that das Mädchen. Nun erzählte der Vater seiner Nichte das, was er von der trauervollen Geschichte seiner Tochter wußte, und führte sie auf der Höhe weg in den Waldgrund, den Marie so oft besucht hatte. Als er auf der Höhe hinter den Büschen hervor kam, so sah der alte trauernde Vater den Mörder seiner Tochter vor sich sitzen. „Sieh, da ist er! flüsterte er seiner Nichte zu. Ich möchte dem Bösewicht eine Kugel durch den Kopf jagen!“ Er machte dazu eine Bewegung mit der Büchse; zugleich hob das Mädchen drohend die Hand empor, um mit dieser Bewegung die Worte: „der Abscheuliche!“ zu begleiten. In dem Augenblicke sah sich Naßdorf um, erblickte Marie'n in dem rothen Kleide, das ihr so wohl stand, und in dem er sie so gern gesehen hatte, erblickte sie, wie sie ihm zudrohete, sah den Vater, die Büchse gegen ihn

angelegt, sah, schrie auf: „O, Herr Jesus!" und sank nieder. Erschreckt dadurch, traten Schaller und seine Nichte hinter das Gebüsch, und gingen schnell hinab. Raßdorf blickte wieder auf, und sie waren verschwunden.

Der alte Förster glaubte, das Anlegen seiner Büchse habe den Edelmann erschreckt. Ihm war bange. Seine Nichte ging am Abend wieder weg. Er hörte, daß der Edelmann krank sey; er hörte weiter nichts, und er schwieg aus Furcht gern. Das Mädchen hatte Niemand, wegen der Abgelegenheit der Försterwohnung, gesehen. Jacob, der allein wußte, was der Edelmann gesehen haben wollte, mochte den alten Förster nicht damit ängsten, weil diese Erscheinung seinen Tod bedeuten könnte. So blieb Alles verschwiegen, bis endlich bei Schaller's letzter Krankheit die Nichte wieder kam. Jacob sah sie, fand die Aehnlich-

keit erstaunlich, hörte, sie sey vor zwei Jahren schon hier gewesen. „Wann? fragte Jacob eifrig. Den Tag etwa, als der Herr krank wurde?“ Das Geheimniß war entdeckt. Schaller starb; und nun erzählte Jacob seinem Herrn, was er wußte, um ihn von dieser ewigen Todesmarter zu retten.

Raßdorf, um sich zu überzeugen, sah das Mädchen selbst. Sie erzählte ihm, was er allein wußte, und wovon er Jacob'en nie etwas gesagt hatte, daß der Förster die Büchse auf ihn angeschlagen habe; und er wurde überzeugt, daß die Erscheinung Marie'ns ein Irrthum sey. Aber zu spät für sein Glück. Er verheirathete das Mädchen mit Jacob's Sohne; er überhäufte sie mit Wohlthaten; aber Marie'ns Geist war nicht dadurch versöhnt. „Sie, Marie war es nicht, sagte er oft, die mir erschien; aber es war eine Rache, die Rache des ewigen Richters, die mir da er-

schien. Mein Verbrechen, mein Gewissen haben mich unglücklich gemacht!" Er fand nie die Ruhe seiner Seele wieder, und er endigte sein unruhiges Leben in einer Brüdergemeinde, die ihm aber die Ruhe nicht geben konnte, welche ihm sein Gewissen versagte.

Die gefährliche Probe.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * * *.

Nun genug geschwärmt, lieber Goldberg! Ich bin auf dem Kapitolio gewesen, habe unter den Löwen des heiligen Markus gewandelt, Paris hat das Glück gehabt, mich ein Jahr lang in seinen Barrieren zu behalten. Und was weiter? Nichts. Ich habe drei Jahre meines Lebens von den Schultern geschüttelt: das ist alles; und jetzt stehe ich auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um Einen heiteren Gedanken glücklicher. Oder wollen Sie das Glück nennen, daß die jungen Leute von meinem

Alter mich mit einer Art von andächtiger Verehrung betrachten? daß die jungen Mädchen, wenn ich sie anrede, nicht sitzen bleiben, wie sie es wohl Andern machen, sondern vor mir aufstehen, weil ich die Welt gesehen habe? Nun meinthalben! Ich rede auch von Italien, wie ein Andrer, mit einem Entzücken, das ich wohl gern in Italien selbst gefühlt hätte.

Mein Oheim, ein alter, wackerer, aufrichtiger Mann, übergab mir, als ich kaum eine halbe Stunde bei ihm gewesen war, die Rechnung von meinen Reisekosten. Er zeigte mit dem Finger auf die Summe, und fragte: „was hast du dafür Gutes mitgebracht?" Sein Ton war so scharf, daß ich erröthete. Ich wußte in der That nicht recht viel zu antworten. Muß man denn, sagte ich lächelnd, immer mitbringen, blank und baar?

„Ja, um zu Buche zu tragen: hier! (er wies auf mein Herz) oder da! (er klopfte mit dem Finger an meine Stirn): sonst ist die Summe zu groß."

Das war Alles, was er sagte, und ich freuete mich, daß ich so davon kam.

Gegen Abend bat er mich, ihn zu begleiten. „Auch ich," sagte er finster, „mache meine Reisen in die Welt und für die Welt." Auf der Vorstadt führte er mich in ein kleines Haus, stieg eine schmale Treppe mit mir hinan, und öffnete ein Zimmerchen. Hier lag eine Kranke auf einem Bette, und daneben saßen zwei Kinder, mit bleichen Gesichtern. Am Tische nähete ein erwachsenes junges Mädchen, ebenfalls bleich und hager. Als mein Oheim hereingetreten war, streckte ihm die Kranke, mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit im Gesichte, beide Arme entgegen. Die Kinder sprangen auf und reichten ihm die Hände; das Mädchen kam ihm entgegen, bot uns ein Paar Strohstühle, und setzte sich dann wieder an ihre Arbeit. „Ich habe sie," sagte mein Oheim mit seiner rauhen Stimme zu dem Mädchen, „als Kammerjungfer in einem vornehmen Hause angebracht. Sie be-

kommen da so viel, daß Sie Ihrer Mutter abgeben können. Was fehlt, wird sich dann noch finden." Das Mädchen schwieg, und warf nur einen verstohlnen Blick auf die Mutter. „Nun?" fragte mein Oheim. Mutter und Tochter seufzten. „Es geht Ihnen nahe, daß Sie sich trennen sollen," fuhr er rauh fort; „aber es ist nicht anders. Man muß tragen, was sich nicht ändern läßt." (Wieder Seufzer, und keine Antwort). „Für die Wartung und Pflege der Mutter will ich sorgen. Nun?" — Ich muß, da es nicht zu ändern ist, sagte das Mädchen. Wenn Sie so befehlen! . . . Ach, wird eine Wärterin — setzte sie hinzu und küßte ihrer Mutter die Hand — wird eine Wärterin meine Mutter lieben? Glauben Sie mir, Herr Stein, meine Mutter hat Liebe nöthiger, als Arznei . . . O Herr Stein, ich wollte gern die halbe Nacht durch arbeiten, wenn ich hier bleiben dürfte! . . . Wer wird die armen Kleinen

lieben? setzte sie weinend hinzu, und nahm beide Kinder an ihre Brust.

„Gutes Kind!" sagte mein Oheim, ein wenig sanfter. Aber sogleich fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Sie müssen wissen, was Sie thun. Ich wollte Sie wenigstens aus dem Elende retten." — Das Mädchen lächelte; aus meinem Elende? Das (sie zeigte auf die Kranke) ist mein Elend, daß ich meine Mutter nicht glücklich sehe. „Gutes Kind!" sagte mein Oheim wieder, und hob die Hand auf, als ob er sie ihr reichen wollte. „Nun, Sie mögen ja sehen, ob Sie so fertig werden. Wir können noch warten; eine solche Stelle findet sich immer für Sie. Aber Ihre Rechnung, mein Kind, ist doch ein wenig allzu gering." (Er nahm ein Papier aus der Tasche.) „Der Mensch muß nicht verschwenden; doch, wie gesagt, das ist zu wenig. Hundert Thaler in einem vollen Jahre, und vier Menschen, von denen nur Einer arbeiten kann! Hier!" (Er legte dem

Mädchen eine Rolle Geld in die Hand.) „Dies zur Pflege Ihrer Mutter, und davon verlange ich gar keine Rechnung. Hören Sie? Und von nun an lege ich wöchentlich zu, wie Sie das finden werden. Hundert Thaler in einem ganzen Jahre, und vier Menschen! . . . Wie viele Familien“ (er wendete sich zu mir) „könnte man mit neun tausend siebenhundert Thalern, die mancher in drei Jahren verreist, glücklich machen!“ (Das ist gerade die Summe, die meine Reise gekostet hat.)

Er stand auf, um zu gehen, und die vier Unglücklichen brachen in rührenden Dank aus. Nun wurde er weich, und ging eben darum desto schneller. Auf der Straße sagte er zu mir: „das sind meine Reisen in die Welt. Aber kein Wort davon irgend einem Menschen! Ich wollte dir nur zeigen, Karl, was ich, sein Geld zu Buche bringen, nenne. Du wirst doch, denke ich, manche Hundert Thaler von den neun tausend siebenhundert so zu Buche gebracht haben? Es wäre freilich besser,

du hättest sie deinen Landsleuten gegeben; aber Mensch ist Mensch, und Gott wird nicht fragen: diesseits der Alpen, oder jenseits?" — Ich schwieg erröthend; denn ich hatte mir weder diesseits noch jenseits eine Summe so zu Buche zu tragen. In der That, ich schämte mich.

Und hat der alte rauhe Mann nicht im Grunde Recht? Als ich ihm erzählte, als er fragte, ich antwortete, und endlich mit Kopfschütteln murrete: „gereis't, wie eine Schwalbe, die wiederkommt, wie sie wegflog!" — konnte ich ihm widersprechen?

Er selbst hat große Reisen gemacht. „Aber," sagt er, „würdest Du es nicht lächerlich finden, wenn unsere Schützengesellschaft vor das Thor zöge, einer nach dem andern sich da hinstellte, und seine Büchse abschösse, ohne eine Scheibe vor sich zu haben? Und hast du nicht ohne Scheibe nach der Scheibe geschossen? eine Reise ohne Zweck gemacht?" Das, lieber Goldberg, oder etwas

Aehnliches, höre ich jetzt, so oft mein Oheim mich sieht.

Und — ich muß dazu schweigen. Denn was habe, was weiß, was bin ich jetzt mehr? Wie gesagt, ich stehe auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, und ärgere mich, daß ich meinem Oheim nicht eine Sylbe zu antworten weiß, wenn er fragt: „was willst du mit deinem Leben anfangen? Welches Ziel hast du dir gesteckt? Woran willst du deine Kräfte üben? Athmen ist nicht leben; handeln ist es!" — Wohl schon hundertmal habe ich den Gedanken gehabt, daß ein Pilger, der in seinem frommen Glauben von Loretto nach San Jago, und von da zum heiligen Grabe wallfahrtet, um seine Sünden zu büßen, besser daran ist, als ich. Er hat doch einen Zweck, auf den er seine Blicke richtet. Ich aber? Ich sehe in die vier Himmelsgegenden hinein, wie an die vier Wände meines Zimmers. Reiten, fahren

und in Gesellschaften gehen, ist doch wahrhaftig nicht die Bestimmung des Lebens.

Am Ende werde ich wohl noch dem Rathe meines Oheims folgen, auf das Land ziehen, meinen Acker bauen, und, was er fordert, eine Anzahl unglücklicher Menschen glücklich machen. Adjeu.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Heirathen? Ich weiß wohl, daß ich einmal heirathen muß; alle Welt thut es ja. Mein Oheim mag auch hierin nicht Unrecht haben. Mir entfuhr einmal die Aeußerung, ich würde ledig bleiben. Er runzelte die Stirn, und sagte: „ledig bleiben? Ich mag nicht einmal fragen, warum du das willst, junger Mensch. Aber das wirst du doch zugeben müssen, daß jeder Mann, der eine

Frau oder Tochter hat, dich eigentlich sollte zwingen können, zu heirathen.“

Wie so? fragte ich.

„Nimm du den Fall an, Karl, daß sich hier hundert Familien, die nichts hätten als ihre Hände, niederließen und das Land rings umher zum Ackerbau und zur Viehzucht unter sich vertheilten. Nun wollte man auch Saamen und Vieh vertheilen; aber einer der Hausväter erklärte: gebt mir kein Vieh, keinen Saamen; ich will nicht ackern und Vieh hüten. Meinst du nicht, daß die Andern das Recht hätten, ihn wegzujagen, oder ihn zu zwingen, daß er sein Feld bestellen müßte?“

Wie so, lieber Oheim?

„Würde nicht dieser Mensch, um zu leben, stehlen? Du willst nicht heirathen. Nun wohl! Aber da solltet Ihr, du und deinesgleichen, von Staatswegen außer Stand gesetzt werden, Räuberei zu begehen. Es mag euch Gelbschnäbeln, wenn Ihr Vermögen habt, bequem dünken, eure

Wirthschaft so ohne Aufseher, ohne Kontrolle, zu treiben; denn das ist es doch, warum Ihr euch vor dem Heirathen fürchtet. Freilich leidet ihr eure Strafe dafür. Ihr Thoren bringt euch muthwillig um den Himmel auf Erden, um ein Herz, das nur Euch liebt. Aber ein Mensch, der die Ruhe Anderer achtet, und Andern Rechte zugesteht, sollte schon allein darum heirathen."

Wenn ich ein solches Herz, das mich allein liebte, zu finden wüßte!

„Du hast dich wohl schon darnach umgesehen?.. Es will gesucht seyn. Hast du?"

Das wohl nicht; aber ich hätte doch auf eins treffen müssen, nur auf Eins.

„Auf keins, sag' ich. Wie könnt Ihr das? Sag!"

So müssen diese Herzen selten seyn. Ich habe Bekanntschaft genug unter dem weiblichen Geschlechte gehabt.

„Hm! welche aber? Lieber Gott, da macht

ein Mädchen das Fenster auf, sieht dem lockern Burschen nach, und dankt, wenn er den Hut abnimmt, mit einladenden Blicken. Oder es hüpft, plaudert und singt ein Mädchen in Gesellschaft um euch her. Da spannt Ihr die Segel auf, und es geht rasch hinterdrein. Das Mädchen zeigt euch ein Paar runde Arme, eine hübsche Brust; und nun seyd Ihr verliebt, bis die Kokette des Spieles überdrüßig ist, und neue Eroberungen machen will. Dann fallen Euch die Schuppen von den Augen; dann ruft ihr; die Ungetreuen! Ich mag nicht heirathen! — Warum übersehet Ihr die stille Unschuldige, die kein Fenster aufmacht, um den Männern Blicke nachzuwerfen, die mit ihrer Brust voll treuer Liebe ruhig wartet, bis ein Mann kommt, der ihres Herzens werth ist? Wären wir Männer nicht sinnlich, die Mädchen würden nicht kokett seyn. Wollust ist unser, Gefallen des Weibes Genuß; und beides ist der Keim der

Liebe: Beides zieht zusammen, Mann an Weib, Weib an Mann; Beides wird Liebe, eins durch das andere, und die Frucht der Liebe ist Treue. Aber da sieht der wollüstige Mann sich um, wo leichtes Spiel für seine Sinnlichkeit seyn möchte. Er findet leichtes Spiel, weil er nicht mehr verdient; und so hält er das Weib für sinnlich, weil er selbst es ist. Nicht wahr, das ist dein Fall? Du begreifst nicht, wie du einem Weibe treu seyn kannst; und eben darum kannst du auch nicht begreifen, wie ein Weib dir treu seyn könnte. Wie das Herz, so der Lohn! Such, und vorzüglich, verdiene Liebe!"

Das sagte mein Oheim; und — vielleicht hat er Recht, so zu reden: denn meine Tante ist eine vortreffliche Frau, die zwar in Gesellschaften keine Rolle spielt, aber die schönsten häuslichen Tugenden hat.

Freilich, man will nicht aus der Welt; und möchte man gern so glücklich seyn, wie es mein

Oheim ist, so müßten manche Ideen aufgegeben werden, die fest in der Seele verwachsen sind. „Bei einer Heirath," hörte ich dieser Tage meinen Ohein sagen, „fragt man nicht nur, was man allein fragen sollte: werde ich mit diesem Weibe glücklich seyn; sondern auch: wird mich die Welt mit diesem Weibe für glücklich halten; und das ist der Teufel, der die Hälfte der Ehen um alle Freude bringt!" Wahrhaftig, er hat nicht Unrecht.

Könnte ich ein Herz finden, wie er meint! Aber, was er stille Unschuld nennt, ist oft nur Einfalt oder Blödigkeit; und diese sind am leichtesten zu verführen. Nein, mein Lieber; ich müßte ein Herz erst sehr genau prüfen, ehe ich ihm arglos mein Glück anvertrauete.

Mein Oheim ist in der That ein sehr edler Mann. Seine rauhe Außenseite ist ein Zaun von Dornen und Steinen, der einen fruchtbaren Garten voll Segens und himmlischer Ruhe einschließt.

So eben komme ich von der Familie, zu der er mich neulich führte. Die Hülfe, die er den Unglücklichen leistet, ist das Wenigste, was er für sie thut. Doch das im nächsten Briefe.

Aber warum erst im nächsten? Habe ich Zeit, meine Thorheiten zu erzählen, warum nicht auch die Tugenden meines zweiten Vaters? Heute ging ich von ungefähr durch die Vorstadt, wo die Unglücklichen wohnen. Ich hatte sie gänzlich vergessen — o, wie leichtsinnig man seyn kann! — gänzlich vergessen; und der Eindruck, den sie auf mein Herz gemacht, war doch so mächtig gewesen. Eins von den Kindern saß in der Thür. Ich sah es nicht, und wäre vorübergegangen. Der Knabe aber erkannte mich, stand ehrerbietig auf, und reichte mir die Hand, wie er sie meinem Oheim zu reichen gewohnt ist.

„Ah, sieh da!" sagte ich, als ich ihn erkannte. „Was macht deine Mutter?" — O kommen Sie! sagte das Kind: sie ist heute aufgestanden! heute

zum ersten Male! Achme ist auch so froh! — „Achme? wer ist das?“ — Meine große Schwester kennen Sie nicht? die gute Schwester Achme, die uns Alle ernährt? — Der Knabe machte große Augen, wie ich so einfältig fragen konnte; und dabei zog er mich am Rocke in die Thür, führte mich die Treppe hinauf, und erzählte noch immer von Achmen.

Ich fand die Mutter außer dem Bette, und die Tochter in Freudenthränen. Die Mutter hatte ihr jüngstes Kind, ein vierjähriges Mädchen, zum ersten Male seit zwei Jahren wieder, auf dem Schooße; und so wie ich eintrat, warf sich der Knabe mit einem Freudengeschrei ihr in den Arm. — Wie glücklich sind die Unglücklichen! Wo findet man unter den Glücklichen diese feste Anhänglichkeit an einander! Ist es nicht, als ob die Tugend das Eigenthum des Elendes seyn sollte?

Erst jetzt dachte ich daran, daß ich hier war, ohne eine Ursache angeben zu können. Ich ent-

schuldigte mich, und erzählte, daß der Kleine mich genöthigt habe, Zeuge ihres Glückes zu seyn. Man hörte mich nur so halb und halb; Aller Blicke waren auf die Mutter gerichtet. Ich fing endlich von meinem Oheim an; und nun bekamen die Zungen Leben. Man überschüttete mich mit seinem Lobe. Wir geriethen in ein Gespräch; und ich erfuhr jetzt, was ich noch nicht wußte: daß Achme die Stieftochter der Frau ist. Auch erzählten sie mir, wie es gekommen sey, daß mein Oheim sie unterstützt habe.

Der Vater, ein Kaufmann in H***, machte einen Bankerott, an dem besonders die Verschwendung seiner Frau Schuld war. Noch kurz vorher, ehe der Bankerott ausbricht, borgen Mann und Frau von meinem Oheim eine große Summe, unter sehr scheinbaren Vorspiegelungen. Mein Oheim sieht ganz offenbar, daß man ihn hat betrügen wollen. Der Mann bringt ihn um das Geld, ohne sich dadurch zu helfen. Er wird ge-

setzt, und stirbt im Gefängniß. Mein Onkel erfährt von den näheren Umständen weiter nichts, als was ihn persönlich angeht. Die Frau zieht hierher nach B***, wo sie Unterstützung von ihren Verwandten zu bekommen hofft. Ihre Hoffnungen schlugen fehl, und Mangel, Elend, macht sie krank. Die Tochter (Joachime heißt sie) arbeitet Tag und Nacht; sie kann aber kaum genug zu den nothwendigsten Bedürfnissen erwerben. Das Elend nimmt zu. Joachime hört von der Gutmüthigkeit meines Oheims, und entschließt sich, ihn um Hülfe anzusprechen. Sie sagt es der Mutter; diese antwortet mit einem Seufzer, und erzählt dann der Tochter, wie sehr Herr Stein von ihnen beleidigt ist.

Auf einmal kommt Hülfe, wie vom Himmel. Eines Abends tritt ein Mann in einem Sürtout in das Zimmer, erkundigt sich nach den Umständen, giebt der Tochter Geld, verspricht ihr mehr, und hält Wort. Er sorgt für die Bedürfnisse der

Familie, aber auch nur für die Bedürfnisse, und zeigt der Mutter, doch mit großer Menschlichkeit und Schonung, wie Verschwendung sie nach und nach in dieses Elend geführt hat. So macht er das Unglück für die Familie nützlich und wohlthätig. Er schafft der Tochter Arbeit, eröffnet ihnen die Aussicht, daß sie sich, wenn die Mutter erst gesund ist, werden ohne Hülfe ernähren können; und es gelingt ihm, bei der Frau den Wunsch zu erregen, daß sie im Stande seyn möchte zu arbeiten. Der Unbekannte kommt selten, doch oft genug, um jeden neuen Schlag des Unglücks verhüten zu können. „Seine Lehren über Menschenglück und Menschenbestimmung,“ sagte Joachime hier mit glänzenden Augen, „sind mir nützlicher gewesen, als seine Hülfe. Von ihm habe ich gelernt, wie man Leiden tragen muß, ohne zu murren. Er hat uns Alle menschlich, wohlwollend und gütig gemacht.“ — Joachime will ihren Wohlthäter näher kennen; allein er verräth sich nie.

Endlich geht sie einmal, um etwas zu ihren Arbeiten einzukaufen, in den Laden des Kaufmanns Stein; und sie erkennt in meinem Oheim ihren Wohlthäter. Auch er erkennt sie, giebt ihr einen Wink, daß sie schweigen soll, und besucht sie dann noch denselben Abend.

Die Mutter weint, als sie ihn nun kennt, bitterlich vor Reue und Beschämung. „Sehen Sie, Achme," sagte er zu Joachimen; „diese Thränen wollte ich verhüten: darum gab ich mich nicht zu erkennen."

Mutter und Tochter erzählten mir diese Geschichte abwechselnd, aber beide mit Thränen des herzlichsten, seelenvollsten Dankes. Und Sie wissen, Goldberg, daß solche Thränen ein weibliches Gesicht verschönern. Joachime sprach mit Stärke; ihre Augen, die sie sonst so bescheiden unter den langen braunen Wimpern verbirgt, funkelten in ihren Thränen mit überirdischem Feuer. Jetzt bemerkte ich auch, was ich das erste

Mal gänzlich übersehen hatte: daß die Figur des Mädchens äußerst edel ist. Ich war innig gerührt; und da fühlte ich denn, daß ein junger Mensch, so leichtsinnig er auch seyn mag, doch ein offneres Herz hat, als ein alter. Sie verdienen, daß Sie glücklich werden, sagte ich, riß mein Taschenbuch auf, und zog eine Banknote hervor.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte Joachime eilig. — Sie über den Mangel wegsetzen, edles Mädchen. (Ich drang ihr die Note auf.) — „Nein,“ sagte sie sehr ernst: „wahrhaftig nicht, mein Herr. Wir haben, was wir bedürfen; und nur der Reiche muß Ueberfluß haben. Ich bitte Sie, nehmen Sie das Papier zurück. Es gehöret Menschen, die unglücklicher sind, als wir.“ Ich warf das Papier der Mutter in den Schooß, und verließ nun eilig das Zimmer.

Was sagen Sie zu meinem Oheim, was zu dem Mädchen? Nicht wahr, das sind Menschen! Adjeu.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Mein Oheim hat mir meine Banknote ganz trocken wiedergegeben. „Wann wollt Ihr jungen Leute doch rechnen lernen!“ sagte er, als er sie mir zureichte. Ich gab sie ihm eben so trocken wieder, und sagte: ist nicht mein! Er redete, oder vielmehr zankte sie mir endlich wieder auf. „Du hattest,“ sagte er nun lachend, „deine Sache so gut gemacht, daß die Mutter Joachimen beinahe beredet hätte, das Geld zu behalten; aber glücklicher Weise kam ich dazu. Ich zog nun tüchtig los, sprach von jungen Laffen, die verschwenderisch gäben, weil ihnen das Herz weich würde, und am Ende es wohl selbst brauchten. Da das noch nicht half (denn die Mutter hatte schon allerlei Plänchen mit der Summe im Kopfe), so hob ich ein Sprüchelchen an, daß ein junges hübsches Mädchen von einem jungen Gelbschnabel nichts nehmen dürfe. Ich sagte der Tochter auf den

Kopf zu, daß du es gewiß würdest ihr gegeben haben, und nicht der Mutter. Glücklicher Weise verhielt es sich so. Nun? sagte ich; sehen Sie wohl? Warum giebt es der junge Mensch Ihnen, und nicht Ihrer Mutter? weil er sieht, daß Sie eine hübsche Figur haben, eine weiße Hand und ein Paar schöne Augen. Ihr Unglück hat den jungen Menschen nicht gerührt, sondern Ihre rothen Lippen. Ein junger Mensch, welcher giebt, bekommt dadurch das Recht zu fordern. — So sprach ich; und zuletzt machte ich ihnen das Herz so schwer, daß sie mich um Alles baten, dir das Papier wieder zuzustellen."

Das Alles sagte mir mein Oheim so heiter, als ob es Schmeicheleien gewesen wären. Es verdroß mich ein wenig. Gut, hob ich an, daß ich doch nun von Ihnen selbst weiß, wie ich es machen muß, um den Leuten dies, und noch mehr dazu, in die Hände zu spielen. Er sah mich groß an, und schlug sich auf den Mund. „Höre, lieber

Karl," sagte er dann auf einmal sehr treuherzig: „ich bitte dich, laß mir die Leute gehen! Wenn es auf Geld ankäme — meinst du, mir wäre eine solche Lumperei an's Herz gewachsen? Aber ich habe ein Plänchen mit der Familie. Die Frau, das weiß ich, ist noch nicht, wie sie seyn sollte; das Unglück muß erst ihr Herz von allen Schlacken rein machen. Gieb ihr das Geld auf einmal, so geht es wieder oben hinaus. Die Tochter ist freilich ein seelengutes Geschöpf, das muß wahr seyn; und die verdiente mehr als den Bettel."

Nun, und dieses Mädchen soll leiden, weil die Mutter nicht viel taugt?

„Leiden! Was leidet sie denn? Sie arbeitet für ihre Mutter, und behilft sich für ihre Geschwister. Wenn du das Leiden nennst, was ist denn Tugend? Genug? sag' ich dir, sie sollen die Banknote haben, nur jetzt noch nicht. Gieb sie her."

Ich legte sie ganz phlegmatisch in mein Taschen-

buch, und sagte lachend: sie sollen das Papier haben, aber aus meinen Händen. Ich will doch sehen, lieber Onkel, ob denn nicht am Ende ein junges Mädchen lieber von einem jungen Manne nimmt als von einem alten!

„Geld wahrhaftig nicht; eine Blume oder so etwas, ja. Aber bei Geld ist Vertrauen, und Tugend von beiden Seiten nöthig.“

Ich schwieg, lachte, und ging dann. Er sah mir bedächtig nach, und rief noch hinter mir her: „daß ist meine Strafe! Es geschieht mir schon recht! Warum habe ich auch einen Windbeutel zu meinem Vertrauten gemacht!“

Er hatte mir eine so feurige Lobrede auf Joachimen gehalten, daß ich neugierig wurde, sie näher kennen zu lernen. Diesen Morgen ging ich in die Vorstadt; aber — die Vögel waren schon ausgeflogen. Ich erkundigte mich, wo sie geblieben wären, und niemand wußte es. Ihre Betten und Möbel hatten dem Wirthe zugehört, und sie waren gestern Abend zu Fuß weggegangen. Nun

konnte ich mir die listige, triumphirende Miene erklären, mit der mein Oheim mich gestern immer betrachtete. Ich ließ mir nichts merken, erzählte ihm ganz ruhig, die Familie habe ihre Wohnung verändert, und nahm es als Wahrheit auf, als er mir sagte, er wisse nicht, wo sie geblieben sey. Es konnte nichts helfen, noch weiter zu fragen. Ich gönne ihm die Freude, mich überlistet zu haben. Indeß ist doch der Spaß mir selbst interessant geworden. Ich ließ heute Abend meinem Oheim durch meinen Bedienten nachgehen. Er führte den Menschen die Kreuz und die Quer durch die halbe Stadt, und kam nun sehr lustig und lachend zu Hause, weil er mich angeführt hatte. Lieber, guter Oheim, ich habe noch ganz andre Dinge herausgebracht! Aber ich will den Scherz fortsetzen. Er soll keinen Schritt thun, ohne meinen Julius hinter sich zu haben; und während dessen — Ich lache schon im voraus über die Bestürzung meines Oheims, wenn er erfahren wird, daß er der Betrogene in der Komödie gewesen ist.

Lieber Goldberg, dahin bin ich gebracht, daß mich ein so geringfügiger Scherz interessirt! Aber warum nicht? Ist nicht diese gutherzige Komödie wenigstens eben so viel werth, als eine in der Maske auf dem Markus-Platze, wobei man vor dem Stilet eines Banditen nicht ganz sicher war?

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein armer Onkel! Während er sich noch immer das Vergnügen macht, mit meinem Julius hinter sich, lachend durch die Stadt zu gehen, weiß ich Straße und Haus, wo Joachime wohnt. Es kostete meinem Julius nicht mehr als drei Gänge auf die Apotheke, wo die Arzenei für die Mutter geholt wird; und ich wußte Alles. Nun siegelte ich eine Summe Geldes ein (freilich weniger, als die Banknote betrug, um meinem Oheim seinen Plan nicht zu verderben), und schickte sie

durch die Post mit einem andern Briefe, angeblich aus H***, wo der Vater ehemals etablirt war, als eine alte Schuld an die Mutter.

So hatte ich meinen Willen. Mein Oheim, der ohnedies nur selten ausgeht, wurde von meinem Bedienten in Respekt gehalten; er getrauete sich nicht hin, weil er ihre Wohnung nicht verrathen wollte. Um den Spaß zu vollenden, ging ich zu Joachimen, und sie nahm mich in der That mit einer Art von Mißtrauen auf. Mein Oheim, sagte ich, ist nicht bei Ihnen gewesen, seitdem Sie hier wohnen. Er befindet sich nicht wohl, und ich komme, mich zu erkundigen, wie Sie und Ihre Mutter sich befinden. Sie hatten meinen Oheim erwartet; daß ich kam, schien also ganz in die Ordnung. Ich fand jetzt die Familie in einem reinlichen Stübchen, worin kein Bett stand, und zwar sehr einfach, aber doch besser als neulich, gekleidet. Die Mutter sagte mir sogleich: es sey ihr noch eine Summe von einem Schuldner ihres

seligen Mannes eingegangen, und sie hoffte jetzt, das werde öfter so kommen. Es freuet mich, setzte sie lächelnd hinzu, und besah sich selbst; nun können wir doch wieder anständig erscheinen. Joachime nähete fleißig, und sagte zu dem Allen nichts; sie erkundigte sich nur nach der Unpäßlichkeit meines Oheims. Die nun verbesserten Umstände hatten indeß auch auf sie gewirkt. Sie sprach mit mehr Sicherheit, und sehr gut; sie philosophirte sogar. „Wie der Mensch doch so seltsam ist!" sagte sie, als die Mutter hinausgegangen war. „Ein solcher Fall, wie die Bezahlung einer alten, schon längst vergessenen Schuld ist so ungewöhnlich; und doch rechnet meine liebe Mutter noch auf zehn oder mehr solche Fälle. Alles Gute, was wir von Menschen oder von dem Himmel erhalten, ist uns nur ein Handgeld, daß wir von eben daher mehr erhalten müssen; und wir sind unzufrieden, wenn wir es nicht bekommen. Mit dem Unglück ist es auf der andern Seite wohl eben so; unsre Furcht

ist das wahre Unglück!" Das Alles sagte Joachime mit einem so lieblichen Tone, mit einer so großen Innigkeit, daß es eine Freude war, sie nur reden zu hören.

Ich fand, daß mein Oheim nicht zu viel von ihr gesagt hatte, und — noch mehr als das: ich sah in ihrem Gesichte Züge der lieblichsten Schönheit, und bei dieser glücklichen Bildung so viele Unbefangenheit, so viele Demuth, als ob sie nie in einen Spiegel gesehen hätte. Ich sagte ihr, was mein Oheim über den Charakter ihrer Stiefmutter geurtheilt hatte; und sie seufzte. Liebe Joachime, setzte ich hinzu; Ihr Schicksal bekümmert mich. Die Summe, die Sie mir zurückgeschickt haben, gehört Ihnen; sie liegt bei mir auf Zinsen. Lassen Sie uns einmal als ein Paar Menschen reden! Sie können einst eine Summe Geldes gebrauchen — warum soll ich es nicht ganz offen heraus sagen! — zu Ihrer Aussteuer, um etwas anzufangen. Sie sind nicht auf die Summe beschränkt, die Sie mir

zurückgegeben haben. Ich bin willens, einmal die Gerechtigkeit des Himmels zu vertheidigen, und die Tugend über die Sorgen hinwegzuheben. Rechnen Sie auf mich, als auf Ihren glücklichern Bruder, oder Ihren Freund im edelsten Sinne des Wortes.

„O, mein Herr!“ sagte sie, in einem auffallenden Tone. Aber sie schwieg, weil die Mutter herein trat; und ich ging. Nach ein Paar Tagen kam ich wieder. Wir sprachen im Allgemeinen über ihren Zustand. Die Mutter beklagte, doch noch immer mäßig genug, den Verlust ihres glänzenden Lebens. Wir schwatzten uns in ein vertrauliches Gespräch hinein. Joachime vergaß sich einmal, und sagte: „nichts hat mir so weh gethan, als der Verlust meines Klaviers. Doch jetzt,“ fuhr sie erröthend fort, „jetzt wäre mir ein Klavier zuwider.“ Sie mochte den Vorsatz, ihr eins zu schicken, in meinem Gesichte lesen; ich that indeß, als hätte ich ihre Aeußerung kaum

bemerkt. Die Mutter fing nun an von Joachimens Stimme zu reden. Wir, Joachime und ich, suchten aber dem Gespräche auszuweichen, und ich nahm Abschied.

Natürlicher Weise war mein erster Gang zu einem Instrumentenmacher. Ich kaufte ein nicht prächtiges aber gutes Klavier, und schickte es Joachimen. Die Träger hatten Befehl, es durchaus dort zu lassen, und sie mußte es annehmen. Als ich das nächste Mal kam, hörte ich das Instrument schon vor der Thür; denn es hat einen sehr kräftigen Ton. Ich öffnete leise, und stellte mich hinter Joachimens Stuhl. Die Mutter war gerade nicht im Zimmer; aber die Kleinen verriethen mich. Joachime war in Verlegenheit. Ich nahm ihre Hand, und sagte: soll das Wort Freundschaft unter uns nicht ohne Bedeutung seyn, so bitte ich Sie, verlieren Sie nicht eine Sylbe über ein Instrument, das Ihnen Freude macht, und das hier so ganz an der rechten Stelle steht.

Sie sehen, fuhr ich fort, und nahm eine Flöte nebst einer Rolle Musikalien aus der Tasche: daß ich meine Zinsen von dem Kapitale ziehen will. Ich legte die Noten auf (Arien, mit einer begleitenden Flöte), und bat sie, mir das Vergnügen zu machen, auf das ich mich freuete. Sie sang auf mein Bitten, und so lieblich, so natürlich, so gefühlvoll, als ob ihre Seele auf den Tönen ihrer Stimme schwebte. Ich sang nachher ein Duett mit ihr; und — was ein Duett nicht thut! — von diesem Augenblicke an verlor sich das Fremde, das Scheue, daß sie bis dahin gegen mich gehabt hatte. Heute lachte sie zum ersten Male, und scherzte sogar.

Eigenes Gefühl, und Achtung für das liebenswürdige, unglückliche Mädchen hatten an dem Allen eben so vielen Theil, als mein Plan, den Oheim zu überraschen. Die Ueberraschung war in der That sehr komisch. Es hatte meinem Oheim bis dahin Vergnügen gemacht, meinen Julius

immer die Kreuz und die Quer durch die Stadt zu führen; er that sich etwas darauf zu gute, listiger zu seyn als ich. Endlich aber wollte er doch in Ernst einmal wieder zu der Familie gehen, und Julius wurde ihm lästig.

Er nahm, als ich bei ihm war, seinen Sürtout, klingelte, ließ meinen Julius kommen, und sagte zu mir: „höre, behalte doch den Burschen eine Viertelstunde im Hause; sonst lass' ich die Thür hinter mir verschließen.“ Recht gern! sagte ich kalt. Julius, geh hinauf, und rühre dich heute Abend nicht aus deinem Zimmer! — Julius ging. — „Lieber Karl,“ sagte mein Oheim nun; „Motion habe ich ihm gemacht!“

Wie so?

„Unschuld! liebe Unschuld! Ein Blinder hätte ja merken müssen, daß dein Bursche mir auf den Fersen nachfolgen sollte.“

Warum aber, lieber Oheim?

„Um zu erfahren, wo Joachime wohnt.“

Nun, die wohnt bei dem Uhrmacher Seiler in der langen Straße.

„Wie? das weißt du?“ fragte mein Oheim bestürzt.

Was sollt' ich nicht! Ich besuche sie seit vierzehn Tagen fast täglich. Die Familie befindet sich wohl. Die Mutter braucht keine Arznei mehr; und Joachime — ja, lieber Oheim, Sie haben Recht: es ist ein vortreffliches Mädchen! Sie singt und spielt, wie eine Meisterin! Ich habe ihr ein Klavier geschickt.

Seine Bestürzung fing schon an sich in Lachen aufzulösen, und war höchst komisch. „Also weißt du alles?“

Alles, lieber Oheim.

„Also habe ich seit vierzehn Tagen mich selbst zum Besten gehabt?“

Seit vierzehn Tagen geh' ich bei der Familie aus und ein.

Es wurde ihm immer schwerer, das Lachen zu

unterdrücken. „Warum schicktest du mir aber deinen Julius nach?“

Weil ich erst das Vertrauen der Familie haben wollte, ehe Sie wieder hinkämen, und aufs neue von Gelbschnäbeln und Windbeuteln reden könnten. — Nun erzählte ich ihm, daß ich in seinem Namen hingegangen wäre, und endlich brach er in ein lautes Gelächter aus.

Ich mußte mit ihm gehen. Unterweges gestand er mir, daß er es mir nicht gegönnt habe, auch mein Scherflein zu dem Glücke dieser Familie beizutragen. Er entdeckte mir seinen Plan, Joachimen mit seinem ältesten Ladendiener zu verheirathen, und ihnen eine Handlung zu etabliren. Davon sprach er mit einer so innigen Freude, daß wir uns mitten auf der Straße umarmten. Nur der Ladendiener wollte mir nicht in den Kopf. Dieses feine, zarte, liebe Geschöpf die Frau eines Mannes, der freilich grundehrlich ist, aber auch nichts weiter! Ich sagte meinem Oheim ein Wort

darüber. „Grundehrlich?“ erwiederte er, und blieb stehen. „Was, zum Daus! ist dir das so wenig? Das ist der Stoff, aus dem Gott seine Engel macht. Nicht wahr, weil der Mensch nicht wie du und deines Gleichen, von Philosophie und Versen, von Musenalmanachen und Litteraturzeitung sprechen kann; weil er lieber einer armen Familie ein Almosen giebt, als auf ein Buch pränumerirt oder einen Beytrag zu Lessings Monument bezahlt, obgleich der Lessing ein Monument verdient, so groß und so schön es nur werden will: nicht wahr, darum paßt er nicht für Joachimen?“

Ich zog ihn weiter; denn die Leute sahen uns an. „Wenn dieser grundehrliche Mann Joachimen liebt,“ fuhr er fort, „so stehe ich dir dafür, die Liebe wird ihn so zart machen, wie es das Mädchen verdient. Hole doch der Henker eure Delikatesse und Humanität, wenn sie nicht aus dem Herzen kommt! Da seyd ihr wie jener Strassenräuber, der jedes Mal, wenn er einem die

Pistole vor den Kopf setzte, den Hut abnahm und sagte: ich bitte gehorsamst, erschrecken Sie nicht! So lange Ihr kalt bleibt, seyd Ihr human; fährt euch aber eine Leidenschaft durchs Gemüth, als die Eitelkeit, die Habsucht und so weiter: ja, dann kann kein Sänftenträger so plump seyn, als ihr Wortzarten. Liebe zu den Menschen, Demuth ist Zartheit; das Andre sind Narrenspossen."

So ging das in Einem fort, bis vor das Haus hin. Joachime mußte ihm vorspielen und singen. Er äußerte weder Böses noch Gutes; man sah nur in seinen herzlich fröhlichen Blicken, welchen Theil er an dem Mädchen nahm. Und in der That, um Joachimens Geist zu beurtheilen, muß man sie mit meinem Oheim reden hören. Es ist, als ob sie dem ihre ganze Seele überließe. Das thut die Dankbarkeit. Sagen Sie, Goldberg, was müßte nicht erst die Liebe thun!

Wie komme ich doch auf dieses Wort! Zwar, kann ich es läugnen? Ich betrachtete sie den Abend,

als sie mit meinem Oheim sprach, und gestand mir mit Herzpochen, daß sie schön ist, wie ich noch nie ein weibliches Geschöpf gesehen habe.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Mein Oheim hat meinen kleinen Betrug mit dem Briefe aus H*** und der Summe Geldes verrathen. Als er die Veränderung in der Kleidung der Familie bemerkt, fragt er, wie das zugehe, und erfährt nun die Geschichte mit dem Briefe. Er verlangt den Brief zu sehen, schickt auf die Post, läßt nachschlagen, woher der Brief ist, und bekommt zur Antwort: von dem nächsten Dorfe auf der Poststraße. Nun sagt er ganz bestimmt: „mein Neffe ist der ehrliche Schuldner ohne Namen.“ Als ich am folgenden Tage zu der Familie komme, fliegt mir Joachime mit den Ergießungen eines dankbaren Herzens entgegen.

Sie wußte nicht, ob sie ihre Arme um mich schlingen sollte: das sah ich an ihrem Erröthen, an dem Niedersinken der Arme, die sie schon gehoben hatte.

Diese Röthe und diese Verwirrung machten sie so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie in meine Arme zu nehmen und an meine Brust zu drücken. „Liebe Joachime,“ sagte ich; „wär es mir doch auf keine andre Weise erlaubt, dem Wunsche meines Herzens genug zu thun. Versprechen Sie mir, nicht allzu bescheiden zu seyn, so ist dies das letzte Mal, daß ich bei Ihnen Umwege gebraucht habe.

Lag es in meiner Umarmung, oder in meinen Worten? — Joachime trat scheuer zurück, als jemals, und sah mich nur verstohlen an. Das Zutrauen zu mir, das sich vorher in ihrem Tone zeigte, schien auf einmal verschwunden zu seyn. Wir spielten; aber sie war so zerstreuet, daß sie aus dem Takte kam. Sie erwähnte meines Ge-

schenkes mit keinem Worte wieder, und als ich ging, schien sie sogar kalt gegen mich zu seyn.

Sollte etwa mein Oheim? ... Sie sehen, das Mädchen fängt an mich zu interessiren. Und warum nicht? Wenn dieses Mädchen den Ladendiener meines Oheims glücklich machen kann, warum nicht auch mich, der ich die Zartheit ihres Geistes verstehe, bei dem die Blüte ihres Geistes sich ungehindert entfalten könnte! Ich fürchte, Goldberg, daß ich das Mädchen liebe; denn kann ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, zu wissen, was sie auf einmal so kalt machte! Ich möchte sogleich wieder zu ihr gehen und sagen: Joachime, ich liebe dich; werde meine Frau! Es wäre in der That das Kürzeste, und — wer weiß, ob nicht auch das Beste! Denn wenn Ein Weib ein Herz hat, einen Mann zu lieben, so hat es Joachime. Zu lieben! Ich Thor! Liebt sie mich denn? Sie würde Ja sagen, glaube ich; denn welches Mädchen hier in B*** gäbe mir nicht sehr gern seine Hand!

die Hand! Aber auch das Herz? Wie würde mein Oheim lachen, wenn er mich hier nachdenkend sitzen sähe, und weiter nichts von mir, als ein Stückchen Papier, auf das sie ihren Namen geschrieben hat, um eine Feder zu probiren!

Ist man nicht ein Kind, lieber Goldberg! Warum wollen wir des armen Mannes spotten, der auf Wunder vom Himmel hofft, um seinen Entschluß zu bestimmen, da wir doch selbst von solchen Armseligkeiten abhangen. Ich ziehe ein Buch hervor, blättere, weil ich zerstreuet bin, und lese auf einmal die Worte: ils faisoient, selon les occasions, passer le noir pour le blanc, et le blanc pour le noir, et ils faisoient paroître sous un bel éclat les objets les plus affreux *). (Die Rede ist hier von den Geschichtschreibern.) Das las ich; und — können Sie wohl glauben, daß von diesem Augenblick an eine Stimme in meiner Seele mir zuruft:

*) Sie machten, wie es die Gelegenheit gab, das Schwarze weiß, das Weiße schwarz, und zeigten die häßlichsten Gegenstände in einem schönen Glanze.

sie wird dich betriegen! Ich lache mich selbst aus, erinnere mich an Joachimens Taubeneinfalt, an ihre Unschuld, an die Ausbrüche ihres gefühlvollen Herzens; und mitten unter diesen Gedanken murmele ich: sie machen das Schwarze weiß, das Weiße schwarz. Alle ohne Ausnahme sind Betriegerinnen; wehe dem Manne, der einer von ihnen trauet! Und — seltsam! — wohl schon zehnmal habe ich in demselben Buche geblättert, um eine Stelle zu finden, die Joachimen vertheidigen könnte.

Aber ich Thor! wird nicht die Zeit ihre Vertheidigung übernehmen oder meine Ahnung rechtfertigen? Wohl denn! Ich ziehe meine Segel auf, und steure vorsichtig der Zukunft entgegen. Betriegt sie mich, so verdiene ich, betrogen zu seyn; denn ich kannte ja die Weiber. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Mein Oheim ist mißtrauisch gegen mich. Ich sehe, wie viele Mühe er anwendet, mich von meinem Wege abzuleiten, ohne daß ich es merken soll. Er giebt mir zu thun, gerade wenn ich Willens bin, Joachimen zu besuchen. Sogar seinen ehrlichen Ladendiener hat er gegen mich anrücken lassen. Er möchte gern meinen Plan wissen, und ich will ihn nicht entdecken; denn seine Meinung von dem Mädchen ist so groß, daß er mich auf der Stelle verrathen würde, wenn er meine Empfindungen kennte. Und doch darf Joachime nichts wissen. Was ist leichter geheuchelt als Liebe! Mein Oheim glaubt das freilich nicht; der sagt: „alles ist nachzumachen; nur nicht die Liebe: sie hat ihren eigenen schönen Stempel, den die Natur selbst auf das kleinste ihrer Worte drückt.“ Guter Oheim! hättest du meine Erfahrung gehabt, du würdest das nicht sagen!

Der Ladendiener, Herr Mayer, ist da gewesen, und — geputzt wie ein Bräutigam. Sein Erröthen beim Eintreten zeigte deutlich genug, daß er wußte, wozu er hier war. Er hielt eine kleine, gewiß auswendig gelernte, Rede, bei der er meistens Joachimen ansah, und worin er im Namen seines Herrn anzeigte, daß er künftig die Geschäfte der Familie betreiben solle. Ich überließ ihm das Feld. Meine Gegenwart machte ihn verlegen; deshalb ging ich, sobald er seine kleine Rede geendigt hatte. Ohne Zweifel glaubte er, die Sache wäre schon ganz richtig; und — da sah er mich bei Joachimen am Klavier sitzen. Meine Ehrerbietung gegen sie, die Art wie ich mit ihr sprach, mochte seinen Glauben ein wenig herabstimmen. Ich ging, damit er Freiheit hätte, sein Gewerbe anzubringen. Und er muß das nicht undeutlich gethan haben; denn am folgenden Tage war Joachime tiefsinnig, und der Mutter schwebte die Erzählung von einem Antrage des guten Herrn

Meyer auf der Zunge. Sie gab mir sogar ganz deutlich zu verstehen, in welcher Absicht Herr Meyer da gewesen sey.

Ich stellte mich, als überhörte ich das, zog meine Flöte hervor, und bat Joachimen, zu spielen. Die Mutter verließ uns. Joachimens ängstliches Blicken auf die Mutter, als diese im Begriff war das Zimmer zu verlassen, zeigte mir, daß hier etwas Verabredetes vorging. Wir spielten; dann plauderten wir, und ich brachte das Gespräch auf Herrn Meyer. Joachime schwieg dazu. Der Abend war schön. Ich that ihr den Vorschlag eine Stunde am Flusse spatzieren zu gehen; sie schlug es aber, wie natürlich, aus. Die Mutter, welche wieder herein gekommen war, nahm das Wort, und drang darauf, daß sie mit mir gehen sollte. Ich wiederholte meine Bitte, und Joachime bewilligte sie nun mit einer scheinbaren Leichtigkeit, aber doch immer verlegen.

Als wir unter den Linden längs dem Flusse hin-

auf giengen, erzählte ich ihr von meinen Reisen. Mit jedem Schritte, den wir thaten, nahm ihr Zutrauen zu, und sie ließ ihre Hand, die ich gefaßt hatte, in der meinigen liegen. Sie fing an zu plaudern, und zwar so herzlich, so innig, mit einer solchen Vertraulichkeit, daß es unmöglich erkünstelt seyn konnte. Ein schöner Abend! sagte ich. „O, ein äußerst schöner!“ fiel sie ein; „ich bin lange nicht so glücklich gewesen!“ — In der That, Joachime? fragte ich, und sah ihr lächelnd in die Augen. Ich hoffe aber doch, daß meine Gesellschaft mit zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt, so wie Ihre Gesellschaft für mich die ganze Schönheit des Abends ist.

Sie erröthete, und sagte weder Nein, noch Ja; dafür bemerkte sie die duftenden Linden, den hellen Fluß, den heiteren Himmel, die laue Luft, als ob sie das alles unter Schönheit des Abends verstanden hätte. Ich fing aufs neue an zu erzählen; und nach einigen Minuten heftete sie ihre

Augen wieder auf mein Gesicht, ohne den Fluß, die Linden und den Himmel länger zu sehen.

Als wir wieder zurückkamen, fragte die Mutter freundlich: nun, hat Joachime Sie gut unterhalten? — Joachime warf ihr einen Blick zu, den ich wohl recht zuverlässig erklärt haben möchte: er schien mir Unwille, mit Scham gemischt. Sie that eine Frage, um das Gespräch abzubrechen. — Glauben Sie mir, es geht hier etwas vor, dem ich auf die Spur kommen muß! Die Freundlichkeit der Mutter, die Verlegenheit der Tochter! Wie, wenn man Netze für mich aufstellte?

Joachime ging auf einige Minuten hinaus; und sogleich knüpfte die Mutter das abgerissene Gespräch wieder an. Sie gab mir heute noch deutlicher als gestern zu verstehen, daß ein Vorschlag für Joachimen im Werke sey, wenn diese Neigung habe, ihn anzunehmen. Dabei sah sie mich an, als ob sie die Frage erwartete: hat sie

denn Neigung dazu? Ich schwieg aber, sagte Joachimen gute Nacht, und ging.

O gewiß, ich liebe das Mädchen! Das habe ich tief gefühlt, als sie an meinem Arme hing, als ihre weiche Hand die meinige drückte, und als ihr helles Auge so offen in das meinige hinein sah. Aber die Mutter! Will die mich betriegen, oder verräth sie mir, daß die Tochter mich fangen will? Es wird sich ja zeigen!

Joachime an Julie.

B * * *

Meine einzige Freundin, ich schreibe dir unter stillen Thränen. Wenn meine Mutter aufsteht, müssen sie geweint seyn. Ich bin in einer drückenden Lage. Es ist Liebe von meiner Mutter: das sage ich mir täglich wohl hundertmal; aber — muß die Liebe so quälen? Doch ich schreibe dir geschwind,

was mir auf dem Herzen liegt; denn ich habe nur ein Viertelstündchen Zeit. Der junge Stein setzt seine Besuche noch immer fort. Er behandelt mich mit solcher Achtung, daß ich beinahe glauben möchte, was meine Mutter zuverlässig wissen will, daß er mich liebt. Ach, schon bei dem Anfange seiner Bekanntschaft merkte ich sehr wohl, daß er mich auszeichnete. Ich wußte, ehe es sein Onkel herausbrachte, daß von ihm die Summe Geldes kam, die ein alter Schuldner meines Vaters aus H*** geschickt haben sollte. Seine Güte rührte mich mehr, als ich dir sagen kann, und als ich es meiner Mutter um alles in der Welt willen nicht sagen möchte. So wie ich das einzige Wort von dem Klaviere hatte fallen lassen, und nur einen Blick auf sein Gesicht warf, da wußte ich auch, daß er mir eins schicken würde.

Aber es ist mein Unglück, daß meine Mutter seine Neigung merkt. Sie weiß nun schon ganz gewiß, daß er mich heirathen wird, und macht

schon Plane auf diese Verbindung hin. Es dauert ihr zu lange, ehe er sich erklärt, und sie legt es ihm mit Blicken und Anspielungen oft so nahe, daß mir alles Blut in die Wangen steigt. Das Einzige, womit ich sie noch zurückhalten kann, ist die Versicherung, daß ich ihm meine Hand nicht geben werde, wenn ich ihn nicht liebe. Aber, fragt sie dann sogleich: du liebst ihn doch, Joachime? „Nein!" sag' ich, so fest ich nur kann: „nein!" Dann klagt sie, jammert, daß ich so stolz bin, und fragt, auf wen ich denn hoffe; ob etwa auf einen Prinzen? O, ich Arme kann dir nicht sagen, wie sehr sie mit dem Allen mein Herz zerreißt! Von ihr, der Einzigen nächst dir, der ich so gern mein Herz recht offen zeigen möchte, — von meiner Mutter werde ich gezwungen, mich zu verbergen, wenn ich nicht will, daß sie mich ihm anbieten soll, was sie so gern thun möchte.

Neulich bat er mich, mit ihm spatzieren zu gehen. Meine Mutter sah mich mit großen Augen und

einer flammenden Röthe an. Ich schlug es ab, wie ich auch mußte. Nun aber sagte sie — Ich willigte nur geschwind ein, ehe sie noch mehr sagen konnte. O, liebes Kind, ich war auf dem Spatziergange sehr glücklich; denn ich vergaß unter seinem Gespräche gänzlich, wie ich dazu gekommen war. Ach! hätte er mich gefragt, ob ich ihn liebte; — ich würde, glaube ich, haben ja sagen müssen: denn er ist so gut, so edel!

Als wir zu Hause kamen, that meine Mutter eine Frage, über die ich heftig erschrack; und so war mir die kleine Freude wieder verbittert. Wenn er mich wirklich liebt, und wenn ich ihn wieder liebe (mein armes Herz pocht bei dem Gedanken heftig), so wird ja, denke ich, der Augenblick von selbst kommen, wo er es mir sagt. Ob ich es ihm je sagen werde? — —

Ach, gutes Kind, wenn er so arm wäre, wie ich, dann hätte ich ihm wohl schon lange gesagt, daß ich ihn liebe. Ein Glück, daß er so reich ist;

sonst wüßte er schon Alles! Ich wollte meiner Mutter gern, gewiß sehr gern, sein Geld geben; es liegt etwas Erfreuliches in dem Gedanken, für den Geliebten zu arbeiten. — Meine Mutter weiß nicht, was Liebe heißt!

Da kommt jetzt auch ein Herr Meyer, ein sehr redlicher Mann, zu uns, und sie meint, der habe ebenfalls Absichten auf mich. Ich glaube es fast selbst, nach dem, was mir der alte Herr Stein einmal gesagt hat. Aber ich wünsche es nicht; denn — der Mann ist so redlich! Meine Mutter spottet wohl über ihn, und sagt dann doch: wenn es der Eine nicht ist, so ist es der Andre. O, wie kann sie das sagen! Wie könnte ich einen Mann so betrügen und ihm meine Hand geben, wenn mein Herz nur eine Minute lang in der Hoffnung, in dem Wunsche für einen Andern, geschlagen hätte!

Du siehst, ich bin wirklich sehr gedrückt, liebes Kind; darum wirst du es nicht übel nehmen, daß ich in diesem ganzen Briefe nur von mir geschrie-

ben habe. Ich wollte mich anfangs erst eine Seite lang nach deiner Lage erkundigen, von dir schreiben; aber ich konnte es nicht: mein Schicksal liegt mir so schwer auf dem Herzen! Sieh, da fangen meine Thränen wieder an zu fließen. Wäre er arm, wie ich, dann wüßte ich wohl, was ich thäte. Aber jetzt — Es würde das Beste seyn, ihn nicht mehr zu lieben. Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen sollte! Ich stelle mich zuweilen kalt gegen ihn; aber das ist doch auch betriegen. Wenn er nur arm wäre, wie deine unglückliche Joachime!

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * *

Da sitze ich und plage mich wie ein Hypochondrist mit einem Wahne, mit dem Traum eines Traumes. Ich fordere von dem Mädchen, was

dem Menschen vielleicht nicht gegeben ward: Liebe, die Liebe, welche jedes Herz in der Jugend einmal träumt, wie die Ahnung einer besseren Welt, die nichts kann als uns die gegenwärtige verekeln. Ich fordere eine Liebe, die ich verlache, an die ich schon seit Jahren nicht mehr glaube. Was ist denn Liebe? Geschlechtstrieb, Sinnlichkeit! Wie entsteht sie? Bei dem Manne durch die Schönheit des Weibes: das ist das ganze Geheimniß. Nun denn! ich liebe Joachimen, weil sie schön ist; meine Begierden sind erwacht: nichts mehr. Ihr Geist thut weiter nichts, als daß er ihre Schönheit belebt; ihr Herz giebt meinen Begierden Sicherheit: das ist alles. Und in diesem Sinne, das will ich beschwören, liebt auch sie mich. Sie betrachtet mich verstohlen, mit brennenden Blicken; sie seufzt, sie erröthet, wenn ich ihren Leib umfasse. In unser beider Herzen brennt der stille Wunsch, Eins zu werden, Mann und Weib zu seyn: das ist Alles!

Selbst ein Theil von meines Oheims System

über die Liebe paßt hierzu. „Der Mann ist sinnlich, das Weib will gefallen." Wohl denn! er scheint Recht zu haben, da die Erfahrung bei allen Völkern der Erde es bestätigt. Die Schönheit des Weibes entflammt bei dem Manne Begierden. Diese zeigt er dem Weibe durch seine Huldigung, durch seine Liebkosungen. Des Weibes Trieb zu gefallen ist befriedigt; sie ergiebt sich dem Manne, dem sie gefällt, dessen Jugend, Muth, Stärke oder Ansehen ihrer Eitelkeit schmeichelt und dem Gefühl ihrer Schwäche wohlthut. Schönheit ist der Preis der Tapferkeit. Sagt das nicht Leisewitz? Wer es auch gesagt haben mag — es ist wahr. „Dabei hat das Weib keine Stimme." (Mich dünkt, das folgt in eben der Stelle.) Wieder wahr! Das Weib wählt nicht; es ergiebt sich. Man hat das, weibliche Schamhaftigkeit, genannt; ich glaube, mit Unrecht. Gefühl der Schwäche, Selbstgefühl, sollte man es nennen. Das Weib ergiebt sich dem Manne, weil der es

beschützen kann; der Mann wählt das Weib, weil er es schön findet. Er ist wollüstig, sie eitel: das sind die Bande der Natur. Verhält es sich nicht so? Nun haben wir aber die Natur verdrehet, und noch ein drittes Band um die Bande der Natur her gekünstelt: ein Etwas, das nicht erklärt werden kann, weil es gar nicht existirt — die geistige Liebe. Da erhielt das Weib gleiche Rechte mit dem Manne, blieb nicht mehr sein Eigenthum. Es ist ein Zwitter geworden, der seine Natur verläugnet, und die fremde Natur nicht annehmen kann. Bei den Alten lebte das Weib nur für den Mann, der Mann für den Staat. In die Weiberwohnung eingeschlossen (hier enger, dort freier, aber doch immer eingeschlossen), war es, was es seyn sollte: Weib des Mannes, Mutter seiner Kinder, und nichts mehr. Wie aber jetzt? Da sitze ich und bin mißmuthig, weil ich nie meiner Frau gewiß seyn kann. Sie will gefallen, warum nicht Mehreren als mir? warum nicht auch dann noch, wenn sie schon mein ist? —

Wer bürgt mir für die Liebe, die Treue Joachimens? Sie liebt mich jetzt: das weiß ich, und das ist natürlich; ich war der erste junge Mann, der sich um sie bewarb. Wird sich, wenn sie nun meine Frau ist, niemand weiter um sie bewerben? „Liebe!" sagt mein Oheim: „Treue!" Was heißt das? Ich frage, und niemand kann mir angeben, warum jene Weiber treu waren, und diese nicht. Wir, mein Oheim und ich, streiten alle Tage darüber, ohne daß einer den andern bekehrt.

Sehen Sie, lieber Onkel, sagte ich neulich, das ist ein vernünftiges Gesetz! Ich las ihm aus dem Herodot, den er sehr wohl kennt, die Nachricht vor, daß die Assyrier den Gebrauch gehabt haben, die schönen Mädchen öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen, und mit dem Gelde die häßlichen auszustatten. Ein weises Gesetz! sagte ich. Der Mann konnte durch den Preis, zu dem er seine Frau erkaufte, ihr zeigen, wie

sehr er sie liebte; und das Mädchen wußte, wie sehr es gefiel. Da war alles in seiner Ordnung.

„Und sie kauften," antwortete er trocken, „was sie verdienten: nicht Weiber; nur Beischläferinnen. Wer kann ein Herz, wer kann Liebe kaufen? Ein Herz, Liebe und Treue sind der einzige Preis des Herzens, der Liebe und der Treue. Du wirst doch die Befriedigung der Wollust nicht für die einzige Bestimmung des Weibes halten? Du wirst doch die Liebe, das Wohlwollen des Weibes wenigstens für etwas rechnen?" Ich bejahete das. „Dieses Gesetz aber," hob er triumphirend an, „mußte nothwendig das Weib bis dahin erniedrigen, daß es sich nur für den Gegenstand der männlichen Wollust hielt. Die Assyrierinnen waren nichts, als was bei uns die öffentlichen Mädchen sind."

Ich läugnete das. Er nahm mir den Herodot aus der Hand, und las weiter: „diese Gewohnheit ist nicht immer geblieben; eine neue Sitte hat sie

verdrängt. Denn da sie besiegt wurden und verarmten, so gebrauchte jeder aus dem gemeinen Volke seine Töchter, Geld mit ihren Umarmungen zu verdienen."

Nun? sagte ich lächelnd: eben das thun ja auch bei uns manche Arme; und wir kennen doch den Werth, den die Liebe des Weibes hat.

„Leider!" sagte er. „Aber bemerke: bei uns ist es eine Schande; bei jenen war es allgemeine Sitte. Herodot sagt: ein jeder. Er nennt es einen Gebrauch, den die Gewohnheit zu einem Gesetze gemacht hatte. Das war die Folge des Gesetzes, welches du so eben weise nanntest! Es erniedrigte die Nation zu den Thieren."

Nicht die Nation, nur ihren Pöbel, sagte ich. Herodot setzt bestimmt hinzu: jeder Verarmte aus dem Volke. Was läßt sich da auf die Reichen schließen?

„Schließen? Lieber Karl. Herodot hätte das nicht schreiben dürfen, um mich zu überzeugen,

daß es so war. Aber auch die Reichern, die Bessern, wirst du in eben dem Abgrunde der Schande sehen.“ Er nahm das Buch, und las mir vor, daß jedes Mädchen sich einmal in ihrem Leben habe einem Fremden in den Tempel der Mylitta Preis geben müssen. „Herodot selbst,“ fuhr er nun fort, „nennt das die schändlichste Gewohnheit, oder vielmehr das schändlichste Gesetz. Mich dünkt, es ist nicht schändlicher, als jenes, das du weise nanntest. Die Mädchen wurden für Geld Beischläferinnen der Männer: warum nicht auch einmal, um den Schatz des Tempels zu vergrößern, auf eine Stunde die Beischläferin eines Fremden? Ja, der Geschlechtstrieb ist da, und ist natürlich; aber Liebe, Treue, muß ihn veredeln; sonst sinkt ein Volk in die abscheulichste Schande. Es kann einer Nation kein größeres Unglück begegnen, als wenn bei ihr die Liebe nichts als Wollust ist. Diese Seelenliebe,“ — fuhr er mit glänzenden Augen fort — „diese süße Schwärmerei, diese

zarte feine Achtung, diese unschuldige heilige Treue ist eine schöne duftende Blume, welche aus der häßlichen, in der Erde verborgenen Wurzel der Wollust hervorschießt; sie ist das Siegel des Himmels auf dem irrdischen Körper, der Glanz, mit dem der unsterbliche Geist sein thierisches Leben bestrahlt. Wäre nicht Liebe, so würde auch keine Ehe seyn; denn die Ehe ist ein Hinderniß der Wollust, aber die Säugamme der Liebe und aller Tugenden.

So sprach mein Oheim mit einer entzückten Stimme, mit einem verklärten Gesichte. „Ich will hoffen,“ setzte er dann hinzu, „daß dein Herz, trotz deinem verkehrten Kopfe, kein Glück auf Erden empfinden wird, ohne hingebende, reine, treue und zärtliche Liebe. Das will ich hoffen, Karl. Sonst magst du dir eine Mätresse nehmen; und du wirst sehen, wie wenig die Wollust ist.“

Nun wohl, es sey so! Und wie Er es sagte, fehlte nicht viel, daß er mich überzeugt hätte.

Die Schönheit des Weibes mag es nicht allein seyn: auch der Geist mag dazu gehören, die Schönheit mehr zu beleben; und das Herz, den Begierden des Mannes eine sichere Dauer zu verschaffen. Ja, die Liebe mag mehr seyn als Sinnlichkeit; aber — so belehre mein Oheim mich doch, wie ich erfahre, ob ich geliebt bin! — Da sitzt Joachime. Ihr Auge hängt an dem meinigen; ihr Blick flammt, ihre Hand zittert, wenn ich sie fasse. Kann das nicht auch die Kunst? Sie wird mir sagen: ich liebe Sie. Aber — gelogen oder wahr? Selbsttäuschung oder Wirklichkeit? Ich habe das Mädchen merken lassen, daß ich es gern sehe. Die Mutter ist meinem Herzen, oder wohl gar meinen Gedanken, auf die Spur gekommen. Ich bin reich. Könnte ich es Joachimen verdenken, wenn sie einmal seufzte, ohne etwas dabei zu fühlen?

Das ist es, Goldberg! Ich will Liebe, will mehr, als mein Oheim fordern würde, und verzweifle beinahe, es finden zu können. Liebte mich

Joachime, wäre meines Oheims Behauptung kein Wahn, hätte ich das Herz dieses holden, lieblichen, seelenvollen Geschöpfes: o, ich wollte sie — nicht mit meinem Vermögen, nein um alle anderen Hoffnungen meines Lebens, kaufen, und glücklich seyn. Da stand sie gestern vor mir, und zupfte einen Knäuel Zwirn, den die Kleine verwirrt hatte, aus einander. Das holde, schöne Oval des Gesichtes, die frischen feinen Lippen, die sanften Rosen ihrer Wangen, die schöne Stirn, die schmalen gebogenen Augenbraunen, und über der Stirn das braune schöne Haar! Und dann hob sie von Zeit zu Zeit die frommen Blicke zu mir auf; ein liebliches Lächeln, oder nur die erste Spur des Lächelns, bewegte mit diesem Blicke ihre Lippen! Ach, theures Mädchen, könntest du so die verwirrten Gedanken meines Kopfes in Ordnung bringen, wie die Fäden! — O, ich mußte mich abwenden; sonst hätte ich mich vor ihr niedergeworfen, und gerufen: aus Barmherzigkeit, Mädchen! täusche mich

mit deiner Liebe, wenn du mich nicht lieben kannst!

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Ich habe nichts dagegen. Wer dieses kindlichen Glaubens fähig ist, der lebe seines Glaubens, und sey glücklich. Ich kann nichts als ihn beneiden. Was ich denn eigentlich will, fragen auch Sie, Goldberg? Himmel! auch Sie? Wie oft waren die gutmüthigen Ehemänner, die das Spiel ihrer Weiber sind, unser Spott! Soll auch ich das Spiel eines Weibes werden, und der Spott ihrer Anbeter?

Ja, Goldberg, ich liebe Joachimen von ganzer Seele. Für ihre Unschuld, ihre Treue, spricht bei mir nicht mein Oheim, nicht ihr offnes Auge, nicht die anspruchslose Einfachheit, die über ihr

ganzes Wesen verbreitet ist, sondern mein eigenes Herz. Wenn es eine Ausnahme giebt, so ist es Joachime. Das sage ich mir tausendmal an jedem Tage. Aber was hilft es! Sobald ich allein bin, steht wieder der furchtbare Gedanke vor meiner Seele: sie betriegt dich; sie wird eine Liebe heucheln, die unmöglich ist!

Ich suche mit meinem Oheim in Streit zu kommen, um mir nur meine Besorgniß von ihm ausreden zu lassen. Lachend sagte ich ihm dieser Tage mein Urtheil über die Weiber. „Karl," antwortete er ernsthaft; „es wird eine Stunde kommen, wo eben diese Meinung deine Marter ist!" (O, wenn er wüßte, daß diese Stunde schon geschlagen hat!) „Es ist die Strafe der Ausschweifungen," setzte er hinzu, „daß der Glaube an Tugend, Liebe und Treue der Weiber verloren geht. Der Wollüstling zittert selbst in den Umarmungen der innigsten Liebe vor Treulosigkeit. Die Liebe kann ihn in seinem Sinne glücklich machen, aber nicht

ruhig." — Ist es nicht, als ob er in meinem Herzen läse, als ob das Schicksal ihn bestimmt hätte, mir mein Todesurtheil zu sprechen?

Wenn ich ich auch einmal heirathe, dachte ich; wohl! die Convenienz vergiebt meine Hand. Ich lasse meine Frau thun, was sie Lust hat, thue, was ich Lust habe, und wir sind Beide glücklich. Jetzt aber? Ich liebe mit unbeschreiblicher Gewalt; und schon jetzt quält mich die Eifersucht. Sie werden das lächerlich finden; aber es ist so.

Wenn Joachime mich nicht liebte! wenn sie mir ihre Hand gäbe, weil ich reich bin! mir Liebe heuchelte, die sie nicht fühlte! Das ist die Folter, die mich martert.

Ich bin entschlossen, fest entschlossen, mich nicht betriegen zu lassen. Es wird ja Mittel geben, ein weibliches Herz zu ergründen. Nur gut, daß mein Oheim, daß Joachime selbst noch nichts weiß! Ich will meine Rolle spielen, so

große Mühe sie mir auch kosten wird. Muß ich nicht das Herz prüfen, dem ich das ganze Glück meines Lebens anvertraue?

Mein Plan ist gemacht. Ich will ihr mein flammendes Herz ganz offen zeigen; meine Handlungen sollen ihr sagen, wie sehr ich sie liebe. Kann ein Herz Liebe gewinnen, so muß ich die ihrige erhalten, so muß auch sie mich lieben. Das Wort Liebe werde ich nicht eher aussprechen, der Heirath nicht eher erwähnen, als bis ihr Herz völlig mein ist. Denn zeigte ich ihr die Ehe nur in der weitesten Ferne — wer sicherte mich, daß sie mir nicht Liebe heuchelte, um meine Frau zu werden? Ich will ganz glücklich, ganz ruhig seyn, oder gar nicht. Keine menschliche Gewalt soll mir mein Geheimniß entreißen.

Wankt sie, dann bin ich unglücklich; aber dann weiß ich auch, daß ich auf diesem Wege das Glück nicht suchen muß; und bestimmt zu wissen, daß man

so nicht glücklich seyn kann, ist schon die halbe Ruhe. — Wie es auch enden mag, ich bin kalt, entschlossen. Es soll, es muß so seyn. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Der Würfel ist geworfen, mein Freund, und nun bin ich um vieles ruhiger. Ich gehe alle Tage zu ihr. Den kleinsten ihrer Wünsche stehle ich aus ihrer Seele, und er ist befriedigt, ehe sie noch weiß, daß sie wünschte. Ich brachte ihr an ihrem Namenstage eine reiche Uhr mit. Sie weigerte sich durchaus, sie anzunehmen. Joachime, sagte ich in einem ernsten Tone; ich darf Sie doch fragen: sind Sie meine Freundin? — Ja, antwortete sie leise. — Nun, ich lasse unter Freunden kein Mein und Dein gelten. Von dem Au-

genblicke an, da ich fühlte, daß Sie meine Freundin waren, hatte ich nichts mehr, was nicht auch Ihnen gehörte. Ich begreife nicht, wie Sie sich meine Freundin nennen, und doch auf diese armselige Kleinigkeit einen Werth legen, den sie auch nicht einmal unter Fremden haben sollte. Ich, meine Freundin, würde, wenn ich etwas von Ihnen zu haben wünschte, ohne Bedenken zu Ihnen gehen und — Sie nicht darum bitten, sondern es von Ihnen verlangen. Soll größeres oder geringeres Vermögen — ein zufälliger Umstand, auf den Sie so wenig Werth legen, wie ich — soll das die Kluft seyn, die unsere Freundschaft scheidet, durch die wir einander fremd werden? Wäre ich arm, ärmer als Sie, ich würde, ohne mich zu bedenken, ohne zu erröthen, Ihnen die Freude machen, daß Sie mir von Ihrem Ueberflusse abgeben, daß Sie für mich arbeiten könnten, um mich zu erhalten. (Ihr Gesicht glühete bei diesen Worten, und ihre Augen funkelten; sie hob die

Hände, als ob sie mir etwas sagen wollte. Ich schwieg; und sie schlug den Blick zu Boden.) Hätte ich eine Blume gehabt, als ich zu Ihnen ging, fuhr ich fort: — ich würde Ihnen die gebracht haben. Aber — ich hatte keine. Die Uhr ist Ihnen übrigens nützlich: Sie brauchen nun die Glockenschläge nicht mehr zu zählen. Oder, wenn Sie auch nur das mindeste Bedenken haben, so geben Sie die Uhr Ihrer Mutter. — „Darf ich?“ fragte sie lebhaft. — Lieber Himmel! antwortete ich lachend; welche Umstände um eine solche Kleinigkeit! Ja, Sie dürfen; Sie sollen sogar, und es würde mir sehr lieb gewesen seyn, wenn Sie dem Zuge Ihres schönen Herzens gefolgt wären, ohne mich erst zu fragen. Die Uhr gehört Ihrer Mutter; und — diesen Händedruck nehmen Sie von mir zu Ihrem Namenstage.

Sie hat die Uhr wirklich ihrer Mutter gegeben. Seit diesem Tage bringe ich ihr jedes Mal bald eine Kleinigkeit mit, bald etwas von Werth,

und sie kann es nicht über sich gewinnen, etwas, das ich ihr anbiete, auszuschlagen. Aber — ein seltsamer Umstand! — Sachen von Werth trägt sie nicht, und eine Blume, die ich ihr mitbringe, läßt sie an ihrer Brust verwelken. Diese Kleinigkeit hat etwas Zartes, Ungewöhnliches, in unser Verhältniß gemischt; und wenn das auch der einzige Genuß wäre, den ich hätte, so wäre er groß und angenehm genug, mich für alle übrigen Entbehrungen zu entschädigen. Sie ist meine Freundin! O, in diesem Worte liegt ein Himmel! Wie langsam schlürfe ich den Becher der reinsten Liebe, Tropfen für Tropfen, und den zweiten immer entzückender als den ersten!

Mit jedem Tage steigt ihr Vertrauen zu mir, und wir sind noch nicht weiter als bei dem Händedruck; ja, auch den entreißt ihr meine Liebe nur. Es bleibt etwas Fremdes zwischen uns, weil das Wort L i e b e nicht ausgesprochen wird; aber gerade das giebt mir an jedem Tage einen neuen

Genuß. Wäre sie meine Geliebte, — dann hätte ich sie jetzt schon an meinem Herzen gehabt, und ihre Lippen geküßt. Wir taumelten dann trunken von Minute zu Minute, von Genuß zu Genuß, bis sie meine Gattin wäre; und erst dann, wenn der Genuß die Begierde bescheidener gemacht hätte, würden wir uns kennen lernen. Der Name Freundschaft hindert jede Trunkenheit der Sinne, und kühlt die Gluth der Liebe immer ein wenig ab. Doch in diesem gegenseitigen Verhehlen der Gefühle entfaltet sich der Geist; wir haben noch nicht das Recht, stumm neben einander zu sitzen, und Küsse und Händedrücke zu unsrer einzigen Unterhaltung zu machen. Joachime muß sprechen. So dringt die Liebe aus den Sinnen in den Geist, entfaltet sich unter dessen reger Bewegung, und nimmt seine Natur an: wie sich das unscheinbare Farrenkraut im belebenden Strahle der Sonne aus einander wickelt, immer höher steigt, und endlich die schönen Blätter, leicht

und lieblich, rings im Kreise empor streckt, daß, wer es gestern sah, es heute nicht wieder kennt.

So lebe ich, mein Freund, bei der heitersten Freude, dem feinsten Genusse. Ja, sie liebt mich: das lese ich in dem Beben ihrer Brust, ihres ganzen Wesens, wenn ich in vergessendem Entzücken ihre Hand an meine Lippen drücke; das höre ich in dem zärtlichen Tone, womit sie meinen Namen nennt; das sehe ich in ihren heitern, und doch ahnenden, auf mich gehefteten Augen, die sich langsam, ihr selbst unmerklich, mit seelenvollen Thränen füllen. Zuweilen will aber mein Entschluß dennoch wanken; ich möchte ihre zitternde Hand fassen, sie an dieses empörte Herz drücken und sagen: o, du Einzige! o, meine Geliebte!

Ein böser Dämon tritt zwischen diesen Wunsch und meine Seele. Nein, was es mir auch kostet, — ich will den Triumph der Liebe g a n z haben! Ja, wäre sie allein; dann! Aber die Mutter! Da sitzt sie uns gegenüber, lächelt so listig, und giebt

jedem Gespräch eine Wendung, die nur zu deutlich ihre Unruhe über meine Absicht anzeigt. Sie behorcht mich so unverschämt, wenn ich einen Augenblick mit Joachimen allein bin. Ich kann beinahe mit jeder Minute die Frage erwarten: wann soll die Hochzeit seyn? So wendet sie sich, um das Gespräch dahin zu führen.

In so weit hat mein Oheim Recht, daß ich schon nicht mehr wünsche, Joachimens Liebe zu mir möchte Sinnlichkeit seyn. Ach, ich gäbe Alles, was ich habe, für die Gewißheit, daß sie mich um meiner Seele willen liebte. O, wie glücklich würde ich seyn, wenn jene zartere Neigung, das Vertrauen zu meinem Herzen, ihren Busen höbe!

Mein Oheim hat das Podagra, und muß nun, wie immer, wenn es ihn anfällt, einige Monate zu Hause bleiben. Aber dennoch ist er aufmerksamer auf meine Schritte, als ich glaubte. Ich las ihm vor einigen Tagen auf sein Verlangen etwas

vor. Er sah mich von Zeit zu Zeit aufmerksam an. Auf einmal legte er die Hand auf das Buch, und sagte: „Karl, du bist so heiter. Heiterkeit verträgt sich wohl nicht mit etwas Bösem! . . . Du gehst jetzt alle Tage zu Joachimen: willst du sie heirathen.“

Heirathen? Wie so? Wahrhaftig, die Frage, so auf einmal, so ohne Vorbereitung, so . . .

„Antworte ohne Vorbereitung, wie ich dich frage. Bist du Willens, das Mädchen zu heirathen?“

Nein, lieber Onkel, sagte ich ganz bestimmt. Wenigstens habe ich bis jetzt noch nicht daran gedacht.

„Nun,“ sagte er ernst; „bist du denn Willens sie zu verführen?“ — Er sah mich starr an.

Ich sprang mit Abscheu auf. Verführen! Lieber Oheim, ich bitte Sie, keine solche Frage wieder! Wenn meine Moral auch nicht so streng ist als die Ihrige, so . . . —

„Warum ist sie das nicht? Bin ich ein Narr, oder bist du ein Bösewicht? Denn über die Linie der Tugend hinaus, höher oder tiefer, ist man eins von beiden. Es giebt nur Eine menschliche Tugend. Doch ja so! du hast noch meine zweite Frage zu beantworten.“

Wie könnte mir je, selbst wenn ich die heftigste Sinnlichkeit hätte, der teuflische Gedanke einfallen, diese liebliche Unschuld, diese heilige Einfalt zu verderben!

„Was willst du denn von Joachimen? Ich verlange reine Wahrheit, mit deutlichem Gepräge.“

Ich will Umgang mit ihr, ihre Freundschaft. Ich will ihr wohlthun, ihr Leben vor Mangel sichern.

„Liebst du sie? Karl, ich bitte dich, täusche nicht dich selbst, indem du mich täuschen willst! Liebst du Joachimen?“

Ja, ich liebe das Mädchen, wie meine Schwester, wie meine Tante, wie Sie.

„Nicht anders? Du weißt, ich hatte die Absicht, daß mein guter Meyer das Mädchen heirathen sollte. Hast du nichts dagegen? Soll er seinen Umgang wieder anfangen? Ist es dir recht, wenn sie ihm ihre Hand giebt?"

Wenn Joachime ihn liebt, so kann niemand aufrichtiger Antheil an ihrem und Meyers Glücke nehmen, als ich. Mir ist es recht. Lassen sie den Umgang wieder anfangen.

„Was soll ich denken, Karl! Du sitzest ganze Tage bei Joachimen; du theilst deine Zeit, dein Vermögen mit ihr. Du füllest ihr Herz mit Liebe, erregst bei ihr Hoffnungen, und . . ."

Hoffnungen? worauf? Lassen Sie uns ganz ohne Zurückhaltung mit einander sprechen. Hat sie Ihnen etwas davon gesagt?

„Sie? Wie kann das ein Mädchen! Aber soll sie nicht hoffen, wenn sie dich liebt? Die Mutter erwartet mit jedem Tage eine Erklärung von dir.

Meinst du, daß die Tochter nicht wissen wird, was die Mutter erwartet?"

Was erwarten Mütter nicht! und nun gar diese! ... Für Joachimen stehe ich; sie kann nicht mehr erwarten, als ich ihr sage.

„Du bist mir unbegreiflich, Karl. Aber ich bitte dich, Eins zu bemerken: wenn ein alter Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, einen jungen Menschen nicht begreift; so ist tausend gegen Eins zu wetten: der junge Mensch ist ein Bösewicht oder ein Narr! — Ich kann also Meyern schicken? Oder hast du mir noch etwas zu sagen?"

Nichts in der Welt über diesen Gegenstand. Sie können Meyern schicken.

„Ich werde ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement geben. Du bist einmal mein Erbe; ist es dir recht?"

Ihr Podagra, lieber Onkel, muß sehr schmerzhaft seyn. So etwas Bittres haben Sie mir noch nie gesagt! — Ich gebe Joachimen eben so viel,

und noch mehr, wenn sie es verlangt. Sagen Sie das Meyern.

Das Herz schlug mir doch ein wenig bei dieser Unterredung. Aber, lieber Goldberg, so, gerade so, paßt Alles zusammen. Es ist, als ob ein glücklicher Zufall die Begebenheit so ordnete, wie meine Phantasie sie suchte, um Joachimens ganzes Herz zu prüfen. Sie hat nun ihr Schicksal in Händen. Liebt sie mich, so wird sie leicht wissen, was sie thun soll.

Zuweilen kommt es mir so vor, als ob ich Unrecht thue. Aber nein! ich muß den Triumph ganz haben, den Triumph, daß sie meine Freundschaft der Heirath mit einem reichen Manne vorzieht.

Joachime an Julien.

B * * *.

Ich bin sehr unruhig, meine Liebe, und doch sehr glücklich. Ach, ich liebe ihn unaussprechlich!

Sieh, ich wollte mein Blut bis auf den letzten Tropfen für ihn hingeben, wenn er in Noth wäre und ich ihn damit retten könnte. Ich habe mich selbst gefragt, ob ich das wohl thun würde; und ich machte das Fenster auf, weinte, und sagte laut, als ob es der Himmel und die Sterne hören sollten: ja, das will ich, das kann ich! Wenn er zu der Stunde nicht kommt, da er uns gewöhnlich besucht, so überfällt mich eine Angst, als ob eine schwere Last auf meinem Herzen läge. Schlägt die Uhr, so ist es, als träfe jeder Schlag meine Seele. Ich fürchte, er ist todt; und höre ich dann seine Tritte auf der Treppe, so rollt mein Blut, so pocht meine Brust, als wollte sie ihm entgegen fliegen. Ach, Julie, Julie! man ist so glücklich und so unglücklich, wenn man ein Herz hat, wie ich!

Und nun quält mich meine gute Mutter. Es gienge wohl noch an, wenn sie nur mir Vorwürfe machte; aber sie verschont auch ihn nicht damit, so daß es mir Mühe, sehr große Mühe kostet, zu

schweigen. Er erklärt sich nicht, sagt sie. Was soll er denn erklären? Daß er mich liebt, weiß ich ja; und mehr will ich nicht. Er soll mir seine Hand antragen. Lieber Gott, warum denn? Bin ich nicht ohnedies schon so glücklich, daß ich zuweilen nicht weiß, wie ich mein Glück ertragen will, und daß ich einen Theil meiner Seligkeit ausweinen muß, um mir die Brust zu erleichtern?

Manchmal theilt sich ihre Unruhe mir mit. Es ist wahr, er braucht nie das Wort: Liebe; er nennt mich seine Freundin, nie seine Geliebte, und erwähnt nie etwas von einer festeren Verbindung. Aber, sag' ich oft, können wir fester verbunden werden, als wir es schon sind? Würde ich ihm mehr gehören, und wenn ein Wunder meine Seele in die seinige gießen könnte? Nein, er kann sich unmöglich mehr lieben, als ich ihn liebe.

Meine Unruhe vergrößert sich noch durch die Besuche des Herrn Meyer, der gar nicht undeut=

lich zu verstehen giebt, daß er um meinetwillen kommt. Er scheint ein sehr redlicher Mann zu seyn. Man muß in der zweiten Minute Vertrauen zu ihm haben; so liegt ihm die Seele in den Augen und auf der Zunge. Ich sehe, liebes Kind, mit welchen wohlwollenden Blicken er mich betrachtet. Es würde ihn, glaube ich, nicht kleiden, wenn er zärtlich seyn, wenn er mir schmeicheln wollte; aber er thut ohne Ansprüche, was er mir an den Augen ansehen kann: und das kleidet ihn sehr wohl. So oft ich freundlich mit ihm spreche — ach! und das thu' ich so gern, wenn er nur nicht mehr verlangt —, hat er eine sehr drollige Laune. Er weiß tausend kleine Anekdoten aus allen Ländern der Erde, wo er in seines Herrn Geschäften gewesen ist; und die erzählt er mit einem solchen trocknen Ernst, daß ich lachen muß, ob mir schon zuweilen Thränen in den Augen stehen.

Sieht man ihn das erste Mal, so scheint er ein wenig steif und hölzern; aber je öfter man ihn sieht,

desto weniger bemerkt man das. Meine beiden kleinen Geschwister zählen die Glockenschläge, bis Herr Meyer kommt, denn er unterhält auch sie. „Es ist nicht recht,“ sagt er, „daß die Erwachsenen so wenig Rücksicht auf die Unterhaltung der Kinder nehmen, die im Zimmer sind. Herbeiziehen muß man sie nicht, aber so sprechen, daß sie Antheil nehmen können, und daß die Unterhaltung ein Unterricht für sie wird, ohne daß sie es merken.“

Stein hat ihn hier ein paarmal getroffen, und er sagte nachher: wer hätte diesen Geist in dem Manne gesucht!

Aber das Alles macht mich unruhig. Meine Mutter verlangt, ich soll entweder die Sache mit Herrn Stein in Richtigkeit bringen, oder Herrn Meyer Hoffnung geben. Das Eine ist so möglich wie das Andere; aber so oft ich das sage, lacht meine Mutter. Freilich wenn Stein sich erklärte, so könnte ich doch Herrn Meyer geradezu die Hoffnung nehmen, die er vielleicht hat. Aber kann

ich ihm jetzt sagen: ich liebe Sie nicht, Herr Meyer? Es wäre doch grausam, es wäre unmenschlich, ihm das zu sagen, wenn ich nicht hinzusetzen kann: weil ich die Braut dessen und dessen bin. Ich fürchte alle Tage, Herr Meyer wird mir seine Hand antragen; und was soll ich ihm dann antworten! Wenn er das nur thäte, sagt meine Mutter; dann müßte sich Stein erklären! Sie verlangt sogar von mir, ich soll Herrn Meyer Hoffnungen machen, um bei Stein Eifersucht zu erregen. Wie könnte ich das! die beiden edelsten Männer betriegen, um ruhiger zu werden! Ach, sehr unruhig bin ich! Leb wohl, liebe Julie.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * * *.

Ich habe einen Vorfall gehabt, woran beinahe mein ganzer Plan gescheitert wäre. Vor Kurzem

sprach ich mit Joachimen von dem Karneval in Rom, und kam dabei auf unsere Maskeraden. Sie äußerte den Wunsch, einmal eine zu sehen; und so wie die nächste war, schickte ich ihr, da sie mir endlich ihre Einwilligung gegeben hatte, ein Kleid nach meiner Phantasie, halb Griechisches, halb Feen-Costume: ein weißes Taffentkleid, mit einem goldnen Gürtel unter der Brust. Auf dem braunen lockigen Haare trug sie ein goldnes Diadem, von welchem ein rother Florschleier in großen Wellen hinten herab auf das Kleid niederfloß. Daß sie eine Zauberin war, zeigte der Stab in ihrer Hand und der Thierkreis in ihrem Gürtel. Auch ich hatte eine Maske aus den romantischen Zeiten gewählt; ich Rinaldo, sie Armida: das war meine Idee.

Als ich am Abend vorfuhr, um sie abzuholen, blieb ich starr vor freudigem Erstaunen. Etwas Reitzenderes können Sie nie gesehen haben! Und bei der Zaubergestalt dieser Blick der schamhaften

Unschuld, diese Aengstlichkeit in den Bewegungen! Sie hatte sich nur aus Gefälligkeit gegen meinen Wunsch so gekleidet, aber sehr züchtig. O, Joachime! sagte ich, mit dem heißesten Blick der Liebe, und führte sie mit Händedrücken zu dem Wagen. Auf dem Saale hing sie ängstlich in meinem Arme. Sie trug auf ihr Verlangen eine ganze Maske von Flor; so blieben wir völlig unbekannt, und das erhöhete unser Vergnügen.

Nach und nach wurde sie dreister, und der Tumult, das fröhliche Schwärmen der vergnügten Menschen interessirte sie. Zu tanzen weigerte sie sich durchaus, wie ich es auch erwartet hatte; endlich wurde sie aber so heiter, daß sie in ihre Rolle kam, und einigen Masken sehr geistreiche Antworten gab. So wurde es Mitternacht, ehe wir nach Hause fuhren. Ich glaubte, die Mutter würde aufbleiben, und wollte noch eine Stunde plaudern; deshalb hatte ich einen Ueberrock hinbringen lassen und schickte den Wagen fort. Aber

die Mutter war schon zu Bette, und wir sahen uns allein. Joachime nahm die Maske ab, und nun stand sie in ihrer bezaubernden Schönheit, mit frohen Augen, vor mir. Ich betrachtete sie lange, faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich. Ihr Auge funkelte, ihr Busen hob sich. Die Fröhlichkeit des Abends, das helle Licht, die Musik, der fremde Anzug hatten sie in eine Art von Taumel gebracht. Sie sah mich zärtlich an, und schlug dann erröthend die Augen nieder. Jetzt umfaßte ich sie, drückte sie zum erstenmale an mein Herz, und küßte ihre Lippen. Sie sank seufzend an meine Brust, schlug die schönen Arme um meinen Hals, und erwiederte meinen Kuß mit Thränen der Liebe, die ich an meiner Wange fühlte. Alle meine Entschlüsse waren auf einmal dahin: die Flamme der Liebe brach mächtig aus meinem Herzen hervor; eine trunkene, taumelvolle Vergessenheit hatte sich meiner bemächtigt. Meine Begierden waren erwacht, und ich drückte brennende Küsse auf ihren

Mund. Mitten unter den glühenden Liebkosungen versuchte sie, aus meinen Armen zu kommen, und flüsterte leise: ich bitte, lassen Sie mich! Ich umfaßte sie aber noch fester, sagte mit flammenden Augen: meine Joachime! und wollte mich mit ihr setzen. Doch unversehens stieß ich den kleinen Tisch um, auf dem das Licht stand, und nun war es dunkel um uns her. Ich erschrak, und sie war los. Sie öffnete die Thür, und sagte mir gute Nacht. Ich hörte (denn die Thür des Zimmers blieb offen), daß sie jenseits des Flures die Kammerthür ihrer Mutter öffnete und mit ihr sprach. Nach lange blieb ich stehen, und hoffte, daß sie wieder kommen sollte; sie kam aber nicht, und ich mußte mich endlich entfernen.

O, wäre sie zurückgekommen — ich war fest entschlossen, ihr zu sagen, daß ich sie liebe, daß sie meine Gattin werden sollte. Aber wahrscheinlich fürchtete sie meine wilde Sinnlichkeit. Meine Brust war voll der heißesten Liebe zu dem herrlichen Mäd-

chen. Ich schrieb noch in der Nacht einen Brief an sie, worin ich ihr Alles erklärte, und sie bat, mir ihre Hand zu geben. Dann legte ich mich gegen Morgen nieder, und entschlummerte mit den schönsten Hoffnungen, dem befriedigten Entzücken des Lebens. O, wie glücklich war ich!

Am folgenden Morgen las ich meinen Brief wieder durch. Was eine Nacht thut! Ich lächelte über meinen eignen Brief, und fragte mich selbst: was soll ich von diesem rasenden Tone denken! Ich setzte mich nieder, um einen andern zu schreiben, der weniger toll wäre; und mitten im Schreiben fiel mir ein, — in der That es war bloße Neugierde — doch erst zu sehen, wie Joachime sich wohl nach diesem Abend gegen mich betragen würde. Der Brief blieb unvollendet, und ich ging zu ihr.

Sie kam mir mit holder Freude entgegen: freilich mit einer erhöhetern, vertraulicheren Zärtlichkeit; aber nicht, wie ich geglaubt hatte, scheu, erröthend, ängstlich. Sie erwähnte des Vorfal-

les nicht mit einer Sylbe, und ich eben so wenig; kurz, wir lebten, wie vorher. Ihre Mutter ging hinaus, und wir blieben allein. Ich faßte ihre Hand; nun erröthete sie, zitterte, und seufzte. Wahrscheinlich mochte sie fürchten, daß ich jetzt des Vorfalles erwähnen würde; ich schwieg aber. Sie schien mit sich selbst zu kämpfen; ein Paarmal öffnete sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, verschloß sie aber wieder, und sah mich verstohlen, mit trüben Blicken an. Gewiß erwartete sie von mir eine Erklärung über meine Absichten; doch eben diese Erwartung hielt mich ab, sie zu thun.

Ja, sie liebt mich: Und eben darum will ich den höchsten Triumph haben, der einem Manne je zu Theil geworden ist: sie soll mir sagen, daß sie mich liebt. Ich bat sie um einen Spaziergang. Sie ging mit mir, und ich erzählte, ohne über uns etwas zu sagen. Augenscheinlich nahm sie immer weniger Theil, und auf dem Rückwege hörte ich sie leise weinen. Ihre Thränen thaten

mir weh; aber, Joachime, ist die große Stunde, da du, von Liebe überwältigt, an mein Herz sinken und sagen wirst: ich liebe dich! — ist diese Stunde mit deinen Thränen zu theuer erkauft?

Seitdem ist sie traurig, und ich finde sie oft mit nassen Augen. Sie ist in meiner Gesellschaft ängstlich; sie wirft oft mißtrauische Blicke auf mich. Ich sehe schon der Stunde voll Entzückens entgegen, die auf einmal alle Thränen von ihren Augen trocknen, und den Kummer aus ihrem Herzen vertreiben wird. Liebt sie mich, so muß sie mir am Ende sagen, daß sie mich liebt. Das ist der Preis, Joachime, um den mein Herz auf ewig dein ist. Adjeu.

Joachime an Julien.

B * * *.

Nur ein Paar Worte von deiner bekümmerten Freundin. Ich bin jetzt sehr gequält. Ach, Ju-

sie, wenn er ein Bösewicht wäre! Mein Herz bebt, so oft ich das denke; und beinahe bin ich gezwungen, es zu glauben. Wenn er mich nur hätte verführen wollen? Ich werfe mich auf die Kniee, und bete, daß nur das nicht gewesen seyn mag; denn ich fühle, es wäre mein Tod, wenn ich ihn hassen müßte. Wir waren auf der Maskerade, und kamen zu Hause, als meine Mutter schon zu Bette war. O, ich hatte sie so dringend gebeten, ja auf mich zu warten! Nun ... Wie soll ich es dir erzählen! Ach, ich will nie wieder über eine Verführte hart urtheilen; denn wie wenig fehlte, so war ich selbst unglücklich!

Schreiben kann ich es dir nicht; denn meine Wangen glühen vor Schamröthe. Ich danke Gott, daß ich noch gerettet wurde. Nach dieser Stunde, glaubte ich, müßte er sich erklären; er sieht ja, welche Last von Elend auf meinem Leben liegt. Aber er ist noch gerade wie vorher; er nennt mich seine Freundin, und sagt kein Wort von Liebe,

von Heirath. O Gott! wäre er ein Bösewicht: — was würde dann aus mir werden! Ich kann nicht mehr schreiben. Der Schmerz will mich ersticken. Leb wohl, und bete für deine arme, unglückliche Joachime.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * * *.

Bin ich dennoch betrogen, Goldberg? bin ich? War die Liebe Täuschung, Heuchelei? Wollte man nur meine Hand, da ich eben im Begriff war, mein Herz zu geben? Wie ist das? wer erhellet mir die Finsterniß? Hören Sie! Die Mutter zieht jetzt Meyern sichtlich vor; Joachime giebt ihm Einmal über das andere Lobsprüche über seine Redlichkeit, über seinen einfachen treuen Charakter, und vermeidet es, mit mir allein zu seyn. Ihr Auge schwimmt in Thränen; aber in welchen

Thränen! — Daß ich sie liebe, weiß sie. Was ist also ihr Kummer? Daß ich ihr nicht meine Hand anbiete.

Hören Sie weiter! Vor einigen Tagen, als schon das Gift in meinem Herzen nagte, brach die Mutter endlich los. Da Sie Joachimens Freund sind, hob sie erwartend an; so kann es Sie nicht befremden, wenn wir (bemerken Sie das Wir) Sie zu Rathe ziehen. — Joachime fing an zu weinen. — Herr Meyer hat um ihre Hand angehalten. Freilich ist die Partie nicht gerade nach Joachimens Wünschen; aber ein Mädchen hat Ursache, für sich zu sorgen. Sie kennen Herrn Meyer; nun wollten wir gern hören, was Sie dazu sagen.

Mein Herz schwoll von Gift auf. Ich fragte bitter, mit einem durchbohrenden Blick; und was sagen Sie dazu, Joachime? Herr Meyer ist ein redlicher Mann: das bezweifelt niemand; ein verständiger Mann: so kennen Sie ihn selbst; ein

angenehmer sogar: das Talent hat sich erst hier entwickelt.

Sie meinen also? fragte die Frau bestürzt. — Ich meine nichts, antwortete ich, als was ich gesagt habe. Hier kommt es nicht auf meinen Rath an, sondern auf Joachimens Herz, auf ihre Liebe, ihre Erwartung, ob sie mit dem Manne glücklich zu seyn hofft.

Sie haben also nichts dawider? fragte die Frau noch einmal, und warf der Tochter einen höhnenden Blick zu, den ich nicht ihr, sondern Joachimen übel nahm; denn — setzte er nicht eine Verabredung der Mutter mit der Tochter voraus? — Ich sagte bitter: dawider? Was kann ich dawider haben, wenn Joachime ihn wählt, wenn sie ihn liebt!

Sie soll ihn wählen, fuhr die Mutter erhitzt auf; sie wird ihn wählen! — Ich verbeugte mich schweigend. Joachime sagte bei dieser ganzen Verhandlung kein Wort; sie weinte heftig, und war

bleich. Ein= oder ein Paarmal wollte sie etwas sagen; sie schwieg aber, weil die Mutter ihr einen zornigen Blick zuwarf.

Noch bin ich mit mir selbst über Joachimen nicht einig. Wohl! sie hat diese Scene mit der Mutter verabredet; dagegen habe ich nichts. Aber nun muß die Entscheidung kommen. Liebt sie mich (woran ich kaum zweifle), so wird sie sich unglücklich fühlen. Auch das glaube ich, das weiß ich sogar: denn sie geht seitdem mit Thränen in den schönen Augen, mit Seufzern auf den blassen Lippen, wie ein Geist umher, und nimmt an nichts Theil; davon rede ich nicht. Aber ist sie redlich, hat sie den verhaßten Charakterzug ihres Geschlechtes, die Verstellung, nicht; so kann sie unmöglich Meyern ihre Hand geben. Das ist die Probe, auf die mein Herz wartet. Giebt sie Meyern ihre Hand, so betriegt sie ihn, so heuchelt sie ihm Liebe, die sie nicht fühlt; denn bei Allem was heilig ist, sie liebt mich: das allein weiß ich! Betriegt sie

den redlichen Meyer, so kann sie auch mich be-
triegen, obschon nicht heute, doch über ein Jahr, wenn die Flamme der ersten Liebe erloschen ist.

Nicht wahr, lieber Goldberg: Joachimens Herz kann mir jetzt nicht entgehen? Der Augenblick ist da, wo sie über sich, über ihr Geschlecht, über mein Schicksal entscheidet. Betriegt sie Meyern, so ist Redlichkeit ein elender Traum, so ist weibliche Treue ein Unding, so werde ich auch dem Lächeln eines Engels nicht trauen. Nun wohl denn! Wie gesagt, ich will ganz glücklich, oder ganz unglücklich seyn; ich muß wissen, was ich von Joachimen zu erwarten habe. Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B***.

Triumph! Triumph! Wünschen Sie mir Glück! Joachime hat die Feuerprobe überstanden. Und

geschlagen. Joachime warf einen langen Blick auf mich. Ich konnte mich kaum enthalten, ihr zu Füßen zu sinken.

Jetzt ist es nicht mehr mein Triumph, auf den ich warte; ich will Joachimens Triumph vollständig machen. Die Mutter, mein Oheim, Alle, sollen sich erst überzeugen, daß sie Meyern nicht ausgeschlagen hat, weil sie auf meine Hand rechnete, sondern weil ihr Herz ohne Verstellung, treu und redlich ist. Ich bin in drei Tagen nicht da gewesen. Das ist grausam, wie ich nicht läugne. Aber nun! Die Thränen sind geweint; die Zeit der Freude hebt an.

Ich muß abbrechen; mein Oheim läßt mich rufen.

Einen neuen Sturm ausgehalten, und dennoch nicht gewankt! Nur einige Worte lieber Goldberg dann eile ich zu Joachimen, um ihre Thränen zu,

trocknen, und auf einmal die Seligkeit des Himmels zu haben.

Mein Onkel sah mir lange schweigend ins Gesicht. „Joachime,“ sagte er dann nachdrücklich, „hat Meyern ausgeschlagen.“

Das hat mir Meyer schon vor acht Tagen gesagt. Sie liebt ihn nicht.

„Joachime liebt dich, Karl.“ (Ich zuckte die Achseln.) „Nach dem Allen, was mir Meyer erzählt, glaube ich, sie rechnet auf deine Hand, oder hat doch darauf gerechnet. Sie ist unglücklich. Hast du dazu nichts zu sagen?“ (Ich zuckte wieder die Achseln.) „Es wäre mir lieb, wenn sie Meyers Frau würde. Du scheinst das nicht zu wünschen. — Karl, du bist mir ein Räthsel; und das müssen junge Leute alten nicht seyn! Wenn Joachime dennoch Meyern heirathete!

So gebe ich ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement.

Mein Oheim zog die Stirn in Falten, klingelte

dem Bedienten, und sagte zu mir: „nun, ich will dich nicht länger aufhalten.“

Wie gern hätte ich ihm Alles gestanden! Aber nein! nein! Aus meiner Brust soll die Freude unmittelbar in das Herz meiner Geliebten strömen. Nun leben Sie wohl! Jetzt eile ich zu Joachimen. Schon in einigen Tagen soll der Prediger unsre Hände vereinigen, wie die Liebe unsere Herzen.

Mein Oheim muß sich besser befinden; er hat sich austragen lassen. Nachher noch einige Worte, wenn ich dazu fähig bin. Adieu. Jetzt meinem Glücke entgegen!

Ich bin verlohren! Goldberg, wohin soll ich mich verbergen! Es ist vorbei! Ich Ungeheuer!

Kann ich mich endlich besinnen, um Ihnen die gräßliche Entwickelung meines elenden Schicksals zu geben? Hier sitze ich seit acht Tagen, und seufze,

und fühle mich schrecklich verloren! O, ich Unglücklicher!

Sie lebt! O Gott, sie lebt! So eben geht der Arzt von mir weg, und giebt mir die Versicherung, daß sie außer Gefahr ist. O, warum jauchzt nicht Alles mit mir vor Entzücken, daß Joachime lebt! Hören Sie die unglückliche Begebenheit.

Mein Oheim läßt sich, nach der Unterredung, die er mit mir gehabt hat, in einer Sänfte zu Joachimen bringen. Er will wissen, wie es mit ihr steht, und fängt an zu fragen. Sie weint, und ringt, wie in Verzweiflung, die Hände. Endlich erzählt sie meinem Oheim, was sie weiß, was sie ahnet, was sie fürchtet, was sie hofft. Hören Sie wohl? fällt die Mutter ein; sie hofft noch immer auf die Liebe ihres Herrn Neffen. Mein Oheim schüttelt den Kopf, faßt ihre Hand, und sagt mit nassen Augen: liebes Kind, diese Hoffnung geben Sie auf! Zwar weiß ich nicht, wie

das alles gekommen ist, und ich kann mich noch immer nicht entschließen, den Sohn meines redlichen Bruders für einen Bösewicht zu halten. Aber diese Hoffnung lassen Sie fahren. So eben hat mir mein Neffe gesagt: er wolle Meyern zehntausend Thaler geben, wenn Sie den heirathen."

So wie er die unglücklichen Worte sagt, schwankt Joachime, wird bleich, und sinkt ohnmächtig in seine Arme. Als sie zu sich kommt, verlangt sie zu Bette; und schon nach einer Stunde liegt sie, aller ihrer Sinne beraubt, in dem heftigsten Fieber.

In diesem Augenblicke komme ich, sehe das treue Mädchen da liegen, und erstarre. „Sieh hin!" sagt mein Oheim kalt und bitter: „sieh, was du gemacht hast!" Meine Blicke verwirrten sich; ich hatte kaum die Kraft, an dem Bette niederzusinken, ihre Hand zu fassen, und zu rufen: Joachime! Sie sagte nur zuweilen: zehntausend Thaler! dann sprach sie ohne Sinn. Ich beschwor sie mit heißen Thränen, mit der schmerzlichen

Wuth eines Wahnsinnigen, mich nur anzuhören; sie kannte mich aber nicht. Ich selbst wußte nicht, was ich that; und Alles, was ich Ihnen hier sage, weiß ich nur von meinem Oheim. Ich erzählte der Mutter, meinem Oheim und dem Arzte meinen Plan, meine Absicht, und beschwor sie, Joachimen das zu sagen. Als mein Oheim Alles wußte, umarmte er mich und sagte gerührt: „Gott Lob! ein Bösewicht bist du nicht. Aber dahin hat deine Eitelkeit, dein Stolz, deine Selbstsucht eine Geliebte gebracht!"

Man mußte mich gewaltsam wegführen; denn ich verlangte mit einer furchtbaren Wildheit, Joachime sollte mich hören. Kaum war ich zu Hause, so schickte ich Bedienten und Mägde weg, sich zu erkundigen. Mein Oheim kam Abends spät mit einer bedenklichen Miene. Fürchterlich strafende Stunden — von da an, bis jetzt, wo mir der Arzt versicherte, daß sie außer Gefahr sey! Ich Ungeheuer! Ihr Leben hat an einem Fa=

den gehängt. Ach, und nun fühle ich mich so matt, so krank, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich soll sie noch nicht sehen, hat der Arzt befohlen. O Gott! wenn ich sie sehe — ich will mich vor ihr niederwerfen! Nein, ich kann keine Worte finden, die Angst meiner Seele, die Liebe zu Joachimen auszudrucken. Ich weine, das ist alles, was ich kann! Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Ich bin betäubt; mein ganzes Wesen ist zernichtet! — Sie ist gesund. Ich habe sie gesehen, gesprochen. Soll ich lachen oder weinen? O Himmel! wenn nicht noch Eine Hoffnung übrig wäre, daß es anders werden kann; ich würde — Meine Hand zuckt vor Begierde nach einer Pistole. Aber es muß anders werden! Es ist nicht so! Joa-

chime! ruf' ich, und schlage mich vor die Stirn. Ich sinne, daß mir der Kopf schwindelt. Oft glaube ich schon wahnsinnig zu seyn und es nicht erst werden zu dürfen. Ich zaubere mit meinen glühenden Gedanken Gestalten aus der Hölle, aus dem Himmel hervor, und sende sie mit verzweifelndem Lachen zu Joachimen, um sie an ihre Liebe, an ihre Treue, an ihr Wort, an meine Verzweiflung zu erinnern.

Mit dieser Liebe, dieser unaussprechlichen Liebe, wollte ich die seelenlosen Steine zum Seufzen bringen, Thränen aus dem Marmor hervorpressen; und in ihrem Herzen sollte ich kein Mitleiden bewirken? Mein Oheim schüttelt den Kopf. O, der harte Mann mag nur die grauen Locken so prophetisch, so jammernd schütteln! Es ist doch anders! Es ist, oder . . . Bei Gott! ich könnte morden, wenn nicht für mein jammervolles Herz noch Hoffnung übrig bliebe!

Als sie gesund ist, sagt man ihr Alles, und

erzählt ihr meine Leiden. Sie hört das schweigend an, und äußert nur den Wunsch, daß ich sie noch nicht sehen möchte. Meyer besucht sie, und ihn nimmt sie mit Gütigkeit auf; von mir sagt sie kein Wort. Endlich erinnert sie sich meiner; sie läßt mich und meinen Oheim zu sich bitten. Auch Meyer ist da, das versteht sich. Als ich sie sehe, werfe ich mich ihr zu Füßen, und ihr strömen die Thränen aus den Augen. Ich fing an zu reden; sie unterbrach mich aber, und sagte langsam: Herr Stein, ich habe Sie von ganzer Seele geliebt. Von Ihrem edlen Oheim weiß ich jetzt Alles. Auch Sie haben mich geliebt, und die Absicht gehabt, mir Ihre Hand anzubieten. Freilich setzten Sie einen hohen Preis auf dieses Geschenk: mein Leben. Ich habe die Probe gehalten. Aber ich liebte Sie treuer, zärtlicher, als Sie mich. Für Ihr Glück hätte ich tausendmal mein Leben aufopfern wollen; Sie aber machten für einen Triumph Ihrer Eitelkeit, oder — wenn das Wort zu hart ist,

für die Gewißheit, daß ich Sie liebte — meine Zufriedenheit, meine Ruhe zum Opfer. Ich habe Ihnen Ihre Liebe bezahlt, und bin Ihnen nichts mehr schuldig. Wären Sie der gewesen, für den ich Sie hielt, ich würde Sie noch jetzt lieben. Aber ich weiß nun gewiß, daß Sie mich quälten, ohne einen andern Grund zu haben, als Ihre eigene Befriedigung. Dafür machten Sie mich zu ihrem Opfer. Die Empfindungen meines Herzens sind noch nicht erloschen; aber meine Vernunft tadelt sie jetzt. Meine Krankheit, die lange Trennung von Ihnen . . . ! Der Sturm der Leidenschaft hat sich für immer gelegt. Ich fühle, daß ich Sie noch liebe, und gewiß uneigennütziger, als Sie mich liebten. Ihre Liebe war wohl nie die ächte, wahre. — Was ich jetzt empfinde, ist nicht mehr Leidenschaft, nur eine schwesterliche Zärtlichkeit; und ich würde glücklich seyn, wenn Sie Sich damit begnügten."

„Sie, lieber Meyer," hob sie nach einem

Seufzer an — „Lassen Sie mich ausreden, lieber Stein!" (Ich wollte sie unterbrechen) – „Sie lieber Meyer, haben mir Ihre Hand angeboten. Ich liebe Sie nicht; und dem Manne, dem ich meine Hand geben soll, muß ich auch mein Herz geben können. Bei der seltsamen Lage, worin ich bin, darf ich wohl einmal etwas thun, das außer der Regel ist. Ich schätze Sie, ich habe Sie immer geschätzt. Meine Vernunft ist auf Ihrer Seite, und ich könnte Ihnen jetzt meine Hand geben: so sicher weiß ich, daß mein Herz meiner Vernunft folgen würde. Bleiben sie mein Freund; und wenn meine Hand noch einigen Werth für Sie hat, so kann ich Ihnen versprechen, daß nie ein anderer Mann als Sie diese Hand bekommen soll, und daß ich sie Ihnen nicht geben werde, wenn ich Ihnen nicht auch meine herzliche Liebe geben kann. Ich bin fertig. (Sie stand auf.) Sie, lieber Stein, bitte ich nur noch um das Einzige, mich nicht eher wieder zu besuchen, als

bis ich es wünsche." Sie verbeugte sich, und ging dann schnell aus dem Zimmer.

Seitdem habe ich sie nicht gesehen, so oft ich sie auch bat, mir nur eine Viertelstunde zu schenken. Das ist das Ende! Ich bitte Sie, zerstören Sie ja meine letzte Hoffnung nicht, daß sie mich noch immer liebt! O, wer sollte glauben, daß ein Mensch Kraft genug hat, zwei solche Monate zu leben, wie ich sie gelebt habe!

Derselbe an Denselben.

(Nach einem halben Jahre.

B * * *.

Gestern ist Joachimens Hochzeit mit Meyern gewesen. Diesen Morgen sagte es mir mein Oheim. Ich lächelte, ging an mein Büreau, nahm Wechsel auf zehntausend Thaler heraus, und gab sie ihm schweigend. Er drückte mir, ohne eine Sylbe zu sagen, die Hand, und verließ mich.

Die Postpferde stehen vor der Thür. Adressiren Sie Ihre Briefe nach Bern an den Kaufmann Rolle. Ich gehe auf ein Jahr in die Schweiz; und dann? Ich mag meinen Oheim nicht betrüben; sonst wüßte ich wohl, wohin, anstatt nach Bern. Wo Ruhe ist! Adjeu.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Hier bin ich wieder nach drei Jahren eines unstäten, flüchtigen Lebens. Ich habe sie gesehen!.. Das Einzige, was mich tröstet und martert, was meinen Himmel und meine Hölle macht: ich sehe sie glücklich! Sie liebt ihren Mann, wie sie mich geliebt haben würde. Ihre zwei schönen Kinder — ich nahm eins auf; aber küssen konnte ich es nicht. Der Himmel hat meine Thorheit unbarmherzig bestraft. Ich eilte nach Hause, und gab meinem

Oheim noch einmal eine Summe in Wechseln. Er nahm sie wieder schweigend und seufzend an. Werde ich noch vergessen? Mein Oheim meint es; ich nicht. Sie ist glücklich; und ich fühle, daß sie mit mir nicht so glücklich geworden wäre, wie sie mit ihm ist. Aber er liebt sie so, wie ich sie geliebt haben würde?

Ich komme zu Ihnen, mein Freund. Hätte ich Ihren Rath befolgt, wie glücklich wäre ich! O werde ich je vergessen? Sagen Sie: Ja! aus Mitleiden sagen Sie: Ja, wenn ich zu Ihnen komme!

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neue moralische Erzählungen

Bd.: 6

Berlin 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149(5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090181-9
VD18 15448649-001